

Materi al i ensamml ung



Österreichisches Institut für Familienforschung  
Austrian Institute for family studies



## Die Bedeutung des Wohnens für Migrantenfamilien in Österreich

Johannes Pfl egerl  
&  
Pal oma  
Fernández de la Hoz

Heft 8

Wien 2001, ISBN 3-901668-21-7

**Die Bedeutung des Wohnens für Migrantenfamilien  
in Österreich**

Michael Mitterauer  
Rudolf Richter  
Johannes Pflegerl  
Paloma Fernandez de la Hoz

Österreichisches Institut für Familienforschung  
Materialiensammlung Heft 8, Wien 2001  
ISBN 3-901668-21-7

**Eigentümer, Herausgeber und Verleger:**

Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)  
Geschäftsführer: Helmuth Schattovits

Mit der Herausgabe beauftragt: Brigitte Cizek, Irene Kernthaler, Rudolf Richter

Alle: Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien

Lektorat: Mag. Robert Bauer, 1140 Wien

Gestaltung, Layout und Grafik: Edith Vosta, Ingrid Binder, 1050 Wien

Druck: Wiener Zeitung, 1230 Wien

Das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) ist ein unabhängiges, gemeinnütziges Institut zur interdisziplinären wissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Erforschung und Darstellung der Vielfalt und Veränderungen familialer Lebenswelten aus Sicht von Kindern, Frauen und Männern.

Die wissenschaftliche Publikationstätigkeit des ÖIF besteht derzeit aus der Herausgabe der Schriftenreihe, der Hefte der Materialiensammlung und fallweisen „Working Papers“.

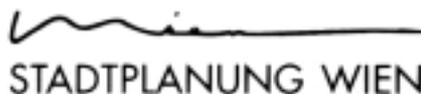
Die Hefte der Schriftenreihe werden nach wissenschaftlichen Kriterien von jeweils zwei Gutachtern evaluiert.

Für eine breitere Öffentlichkeit ist der 14-tägig erscheinende Informationsdienst „beziehungsweise“ bestimmt.

**Zu beziehen bei:**

Österreichisches Institut für Familienforschung;

Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien; Tel.: 01/535 14 54, Fax: 01/535 14 55

  
STADTPLANUNG WIEN

Gedruckt mit Unterstützung des Referates für Wissenschafts- und Forschungsförderung der Magistratsabteilung 18 (Stadtentwicklung und Stadtplanung), des Bundesministeriums für soziale Sicherheit und Generationen sowie der Länder Burgenland, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg und Wien.

# Vorbemerkung

Die vorliegende Broschüre „Die Bedeutung des Wohnens für Migrantenfamilien“ wurde im Rahmen von zwei Projekten erarbeitet: Einerseits einem vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung innerhalb des Forschungsschwerpunktes „Fremdenfeindlichkeit. Erklärung. Gegenstrategien“ finanzierten Projekt „Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Österreich“, andererseits einem von der Stadt Wien geförderten Projekt „Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Wien“.

Ziel dieser Projekte war es, Hintergrundwissen über die Lebenssituation und das kulturelle Selbstverständnis von Zuwandererfamilien zu gewinnen, um dieses in praxisnah aufbereiteten Veröffentlichungen an Berufsgruppen vermitteln zu können, die mit Zuwandererfamilien in Kontakt kommen.

Dadurch sollte ein Beitrag geleistet werden, Verständnis für die Vielfalt und Komplexität der kulturellen Identität und der Lebenssituation von Zuwandererfamilien aus unterschiedlichen Regionen, mit unterschiedlichen Erfahrungen und Lebensgeschichten zu wecken. Denn erst auf Basis eines fundierten und differenzierten Hintergrundwissens über das Fortwirken kultureller Traditionen von Zuwandererfamilien im sozialen Umfeld des Aufnahmelandes kann Ängsten, Missverständnissen und Vorurteilen wirksam begegnet werden.

Um dieses Ziel zu erreichen, wurden zunächst Interviews mit SozialarbeiterInnen, FamilientherapeutInnen, LehrerInnen, FamilienberaterInnen und MitarbeiterInnen diverser Gesundheits- und Betreuungseinrichtungen durchgeführt, die bei ihrer Arbeit mit Zuwanderer- bzw. Flüchtlingsfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Kontakt kommen. Die Interviews dienten dazu festzustellen, über welches Wissen bzw. welche Erfahrungen die genannten Gruppen bezüglich der Familienverhältnisse verfügen bzw. welche Veränderungen sie diesbezüglich in Österreich feststellten. Weiters wurde erhoben, in welchen Situationen die befragten ExpertInnen Schwierigkeiten hatten, Verhaltensweisen der von ihnen betreuten Zuwandererfamilien zu verstehen bzw. welche Situationen sie beobachtet hatten, in denen es zu Konflikten zwischen Migrantenfamilien und VertreterInnen österreichischer Institutionen gekommen war.

Die ExpertInnen halfen in der Folge, Kontakte zu insgesamt 18 Zuwandererfamilien zu vermitteln, die in mehreren Interviews mit Familienmitgliedern über ihre Lebenssituation in Österreich, die Beweggründe für ihre Migration, ihr Leben im Heimatland und ihre Zukunftspläne befragt wurden.

Die Bearbeitung des Themas „Wohnen von Migrantenfamilien“ in einer praxisnahen Veröffentlichung soll Vertreterinnen und Vertretern als Hilfe dienen, die Probleme der von ihnen betreuten ZuwanderInnen besser zu verstehen.

*Michael Mitterauer (Projektleiter)*

*Rudolf Richter (Projektleiter)*

*Johannes Pflegerl*

*Paloma Fernandez de la Hoz*

Besonders danken möchten wir dem Referat für Wissenschafts- und Forschungsförderung der Magistratsabteilung 18 (Stadtentwicklung und Stadtplanung), insbesondere dessen Leiter Senatsrat Dr. Hubert Ch. Ehalt, der die Veröffentlichung dieser Publikation unterstützt und so erst möglich gemacht hat. Weiters sehr herzlich danken möchten wir Frau Akar, Frau Berger, Frau Roth-Taschner und Frau Mag. Memoly, die nach Fertigstellung des Rohmanuskripts die Broschüre gelesen und wertvolle Überarbeitungsvorschläge geliefert haben.



# Inhalt

|   |           |
|---|-----------|
| <b>Einleitung</b>   | <b>7</b>  |
| <b>1. Wohnen in der Heimat</b>  | <b>9</b>  |
| 1.1. Familie Shalinoć – „Beheimatet sind wir im Dorf“                                   | 9         |
| 1.1.1. Familienhintergrund  | 9         |
| 1.1.2. Das Haus als Symbol für die Gemeinschaft der Familie                             | 9         |
| 1.1.3. Das Haus als Angelpunkt für die Solidargemeinschaft                              | 10        |
| 1.1.4. Nachbarschaft als Arbeits-, Sorge-, Tausch- und Kommunikationsgemeinschaft       | 10        |
| 1.1.5. Das Haus als Arbeitsort  | 13        |
| 1.1.6. Das Wohnungsumfeld als Lebensort für Haustiere                                   | 13        |
| 1.1.7. Das Haus als Ort des Feierns   | 14        |
| 1.1.8. Das Haus als Ort für die letzte Rückkehr   | 14        |
| 1.2. Familie Nedinca – „Verbunden bin ich mit meiner Familie“                           | 14        |
| 1.2.1. Familienhintergrund  | 14        |
| 1.2.2. Herr Nedinca   | 15        |
| 1.2.3. Frau Nedinca   | 20        |
| 1.2.4. Gemeinsames Leben im Haushalt der Familie Nedinca                                | 22        |
| 1.3. Familie Mirenković – „Verbunden sind wir mit unserem Haus“                         | 23        |
| 1.3.1. Familienhintergrund  | 23        |
| 1.3.2. Haus als Symbol für die Generationen übergreifende Kontinuität von Familie       | 24        |
| 1.3.3. Haus als Ort, an dem die Pflicht der Generationensolidarität realisiert wird     | 25        |
| 1.3.4. Solidarität mit den Nachbarn   | 26        |
| 1.3.5. Temporäre Rekonstruktion der Gemeinschaft im Heimatland                          | 27        |
| 1.3.6. Das Haus als Ort für die Rückkehr im Alter und Ort zum Sterben                   | 28        |
| 1.4. Familie Milidić  | 28        |
| 1.4.1. Familienhintergrund  | 28        |
| 1.4.2. Gemeinsames Wohnen in der Heimat   | 29        |
| 1.4.3. Solidargemeinschaft mit Freunden und Verwandten                                  | 30        |
| 1.4.4. Religion und Haus – Die Slava  | 31        |
| 1.5. Zusammenfassender Vergleich zwischen den Familien                                  | 34        |
| 1.5.1. Haus als Lebensgrundlage versus Wohnung als Ort für Intimität                    | 34        |
| 1.5.2. Haus und die Ablöse der Generationen   | 35        |
| <b>2. Wohnen in Österreich</b>  | <b>37</b> |
| Einleitung  | 37        |
| 2.1. Wohnverhältnisse: Die spezifische Situation von Migrantenfamilien am Wohnungsmarkt | 38        |
| 2.1.1. Wohnsituation von Zuwandererfamilien seit den 60er Jahren                        | 38        |
| 2.1.2. Ursachen für die schwierige Wohnsituation  | 42        |
| 2.1.3. Orientierung am Wohnungsmarkt  | 48        |
| 2.2. Wie Migrantenfamilien ihr Wohnen gestalten   | 60        |
| 2.2.1. Die Wohnung als Symbol   | 60        |
| 2.2.2. Die „verlängerte Wohnung“  | 64        |
| 2.2.3. Die Wohnung als Ort der Lebensgemeinschaft                                       | 68        |
| <b>3. Zukunftsperspektiven</b>  | <b>76</b> |
| 3.1. Vier prinzipielle innere Haltungen   | 76        |
| 3.1.1. Leben in Hinblick auf eine Rückkehr  | 77        |
| 3.1.2. Die Entscheidung für einen Verbleib in Österreich                                | 79        |

|  |           |
|--|-----------|
| 3.1.3. Die „Pendlermentalität“                           | 81        |
| 3.1.4. Zukunftslose                                      | 82        |
| 3.2. Schlussfolgerungen                                  | 83        |
| 3.2.1. Faktoren, die bei den Zukunftswünschen mitspielen | 83        |
| 3.2.2. Thesen – Vermutungen                              | 84        |
| <b>Endnoten</b>  | <b>87</b> |
| <b>Literaturverzeichnis</b>                              | <b>89</b> |

# Einleitung

Änderungen in der Struktur der Migration haben vor allem im letzten Jahrzehnt zu einem verstärkten Familiennachzug geführt. Dieser Umstand erklärt die Sinnhaftigkeit des Vorhabens, Zusammenhänge zwischen dem familiären Leben von ZuwanderInnen und dem Prozess der Migration zu untersuchen. Der zentrale Stellenwert des familiären Lebens – so unsere grundlegende Vermutung – wirkt sich auf den Prozess der Migration aus, genauso wie das familiäre Leben durch diesen Prozess beeinflusst wird. Die gilt vor allem für jene Menschen, die durch andere Vorstellungen von Familie geprägt wurden als jene, in deren Wohnumfeld in Österreich sie leben.

Die subjektive Wahrnehmung von MigrantInnen fand in der Forschungsarbeit in Österreich bisher noch wenig Berücksichtigung. Durch eine heuristische Zugangsweise, die diese Perspektive einbezieht und für eine Vielfalt von Aspekten offen bleibt, können neue Erklärungsansätze gewonnen werden. Konkret wurden in dieser Untersuchung auf Basis von Interviews einige Fallstudien erarbeitet. Das heißt: Es handelt sich um eine qualitative Studie, bei der es nicht darum ging, repräsentative Ergebnisse zu erzielen, vielmehr anhand von Fallanalysen differenzierte Erklärungsansätze für Alltagssituationen in Hinblick auf die Familien- und Wohnsituation von MigrantInnen zu gewinnen.

Bei der Analyse der ersten Gespräche mit Migrantenfamilien, die im Rahmen dieser Forschungsarbeit durchgeführt wurden, kristallisierten sich einige Schwerpunkte heraus, die besonders bedeutsam für die Situation sowie für das Leben der Familien erschienen. Dabei erwies sich insbesondere die Frage des Wohnens als ein zentraler Lebensbereich, da dieses eine Schnittstelle zwischen öffentlichem und privatem Leben bildet. Die konkrete Wohnsituation von Migrantenfamilien hängt einerseits wesentlich von den sozialen, ökonomischen und legislativen Rahmenbedingungen ab, unter denen diese leben. Andererseits ist die eigene Wohnung auch ein privater Raum, der als solcher spezifische Gestaltungsfreiheiten ermöglicht.

Die vorliegende Analyse erfolgt in drei Schritten:

***Wohnen in der Heimat***  
***Wohnen in Österreich heute***  
***Zukunftsperspektiven und Schlussfolgerungen***

- Im ersten Abschnitt – **Bedeutung des Hauses im Herkunftsland** – wird die Wohnsituation von vier Familien und deren Bedeutung vor ihrer Migration nach Österreich rekonstruiert. Somit werden die Grundlagen für einen weiteren doppelten Vergleich gesetzt: Wie entwickeln sich diese Lebensweisen nach der Migration und wie integrieren sich diese Familien in die österreichische Gesellschaft? Bei der Beschreibung der Geschichte der Familien werden die folgenden Beobachtungspunkte berücksichtigt:

- a) *Bewertung des Hauses/der Wohnung*
- b) *Frauen und Männer zu Hause*
- c) *Eltern-Kinder-Beziehungen und Generationensolidarität*
- d) *Solidarität mit Verwandten*
- e) *Beziehung zu Nachbarn*
- f) *Übergangsriten*
- g) *Haus, Arbeit und Freizeit*
- h) *Religion*

- Im zweiten Abschnitt – **Wohnen in Österreich** – wird zuerst auf die spezifische Situation von Migrantenfamilien am österreichischen Wohnungsmarkt eingegangen. Die Feststellung, dass diese nach wie vor unter schlechten Wohnverhältnissen leben, führt zur Präsentation möglicher Erklärungsansätze für diesen Tatbestand.

Nach diesem Einblick in die sozio-ökonomischen und legistischen Rahmenbedingungen, die bei Migrantenfamilien den Zugang zu Wohnungen prägen, rückt deren Perspektive wiederum in den Mittelpunkt. So wird untersucht, wie sich diese am Wohnungsmarkt – insbesondere nach ihrer Ankunft in Österreich – durchsetzen und welchen symbolischen Wert für sie die Wohnung sowie das Wohnumfeld haben. Anschließend wird die Wohnung als Ort der Lebensgemeinschaft, als Lebensraum für Eltern-Kinder-Beziehungen und Verwandtschaftsbeziehungen untersucht.

- Am Ende der Studie präsentieren wir unterschiedliche **Zukunftsperspektiven** hinsichtlich des Wohnortes, die als Indikator für unterschiedliche Formen der Integration gelten. Auch werden Erklärungsansätze betont sowie **drei Hypothesen** aufgestellt, die einen Beitrag zum besseren Verständnis der Wohnsituation sowie der Einstellungen zum Wohnen von Migrantenfamilien leisten können. Diese drei Hypothesen dürfen nicht als monokausale Erklärungsansätze verstanden werden, sondern sind als einige von mehreren Faktoren zu betrachten, die für die Lebenssituation von Zuwandererfamilien aufgrund der bisher durchgeführten Arbeit plausibel erscheinen.

Um die Anonymität der interviewten Familien zu gewährleisten, wurden für sie Phantasienamen erfunden sowie sämtliche Berufsbezeichnungen und Wohnorte verändert.

# 1. Wohnen in der Heimat

## 1.1. Familie Shalinović – „Beheimatet sind wir im Dorf“

### 1.1.1. Familienhintergrund

Familie Shalinović stammt aus einer kleinen Stadt im nordöstlichen Teil von Bosnien. Beide Eheleute sind Moslems, ohne ihren Glauben besonders zu praktizieren. Der Mann führte bis zu Beginn des Krieges ein kleines Schuhgeschäft, in dem auch seine Frau arbeitete.

Kurz vor Beginn der Kämpfe im Jahr 1992 floh die Frau gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrem erst zwei Monate alten Sohn zunächst zu Verwandten nach Kroatien. Nach einigen Monaten gelangten sie mit dem Zug in ein Flüchtlingslager in die Slowakei, bald darauf in ein Flüchtlingslager in Österreich, wo sie auf die Eltern und Großeltern ihres Ehemanns trafen. Von dort wurden sie einem Flüchtlingsheim in einem anderen österreichischen Bundesland zugewiesen.

Ihr Mann blieb in Bosnien zurück, wurde dort im Zuge von Kampfhandlungen schwer verletzt und verbrachte in der Folge etwa ein Jahr in Spitalsbehandlung. Danach gelang ihm ebenfalls die Flucht nach Österreich, wo er nach etwa zwei Jahren wieder mit seiner Familie und seinen Verwandten zusammentraf. Einige Zeit lebten im Flüchtlingsheim vier Generationen auf engem Raum zusammen, bevor Familie Shalinović eine Wohnung in einer österreichischen Landeshauptstadt finden konnte.

Kurz vor Ausbruch des Krieges haben Herr und Frau Shalinović geheiratet. Sie planten bald in ihr beinahe fertig gestelltes Haus zu ziehen. Der Krieg verhinderte dieses Vorhaben zunächst, während der Kämpfe wurde das Haus schwer in Mitleidenschaft gezogen. Familie Shalinović kehrte allerdings vor kurzem in ihren Heimatort zurück und begann dort mit dem Neuaufbau ihrer Existenz. Welche Bedeutung und welchen Stellenwert sie Wohnen und Haus im Heimatland zuschreiben, soll im Folgenden verdeutlicht werden.

### 1.1.2. Das Haus als Symbol für die Gemeinschaft der Familie

Für Familie Shalinović bildet der Besitz von Haus und Grund zunächst eine wichtige Voraussetzung, um die eigene Versorgung mit wichtigen Grundnahrungsmitteln sicherstellen zu können, wie aus der Erzählung über das Leben vor dem Krieg hervorgeht.

*„Jeder besaß ein gutes Stück Erde. Jeden Tag nach der Arbeit kümmerte man sich um den Garten, besonders um den Anbau von Gemüse, das man in der Folge nicht zu kaufen brauchte.“ [Familie Shalinović I Z 874-876]*

Die Fähigkeit, sich selbst versorgen zu können, hatte offensichtlich einen hohen Stellenwert, wie aus einer Bemerkung von Herrn Shalinović hervorgeht, dass der Anbau von Gemüse nicht nur ein Bemühen armer Leute war, ihr Überleben zu sichern, sondern auch von „Reichen“ betrieben wurde. Die Relevanz eines Hauses erschöpfte sich jedoch nicht in seiner Funktion als Basis der Selbstversorgung, sondern beinhaltet andere, über materielle Vorstellungen hinausgehende Bedeutungen. Es hatte unter anderem einen ganz wesentlichen Stellenwert als Symbol für die Gemeinschaft mit den Angehörigen der Familie und Verwandtschaft, also der Lebensgemeinschaft. Ein Haus aus rein materiellen Überlegungen zu erhalten stößt demnach auch auf Ablehnung, wie aus folgendem Statement von Frau Shalinović hervorgeht:

*„5.000 Leute aus unserer Stadt haben vor dem Krieg im Ausland gearbeitet – das war sehr viel. Und ich hab gesehen, wie diese Leute reich wurden. Dennoch sind sie arm, einfach arm. Meistens arbeiten die Männer allein im Ausland, während die Frau mit ihren Kindern zurückbleibt. Sie hat ein großes Haus und vieles mehr. Aber die Kinder haben keinen Vater, die Frau hat keinen Mann und der Vater keine Familie.“ [Familie Shalinović I 423-431]*

Frau Shalinović bringt damit ihre Überzeugung zum Ausdruck, dass der Besitz und die Erhaltung eines großen Hauses zu hinterfragen ist, wenn die Familie durch diese Umstände gezwungen wird, voneinander getrennt zu leben.

### 1.1.3. Das Haus als Angelpunkt für die Solidargemeinschaft

In der Nähe der Familie zu wohnen hat einen hohen Stellenwert. Dies zeigt sich daran, dass das Ehepaar nur wenige Meter entfernt von den Eltern des Herrn Shalinović ein Haus baut. Die räumliche Nähe zu den nächsten Angehörigen sichert und erleichtert gleichzeitig die Aufgabe, einander zu helfen. So meint Herr Shalinović:

*„Bei uns spielt meiner Ansicht nach die Sorge zwischen Eltern und Kindern eine größere Rolle als ich hier in Österreich beobachten konnte. Die Familie hat einen höheren Stellenwert. Auch jetzt sorgen mein Vater und meine Mutter noch für mich.“ [Familie Shalinović I Z 371-373]*

Die räumliche Nähe erleichtert darüber hinaus die vorgesehene Pflicht der Kinder, sich um die Eltern zu kümmern.

Herr und Frau Shalinović pflegten auch während des Krieges enge Beziehungen zu den eigenen Verwandten. Dies erklärt auch den intensiven Wunsch, wieder in der Nähe ihrer Angehörigen wohnen zu wollen. So meint Frau Shalinović:

*„Uns fehlen hier unsere Freunde, Verwandte, die Familie. Das ist auch der Grund, warum wir wieder nach unten ziehen wollen. Ich glaube, es ist wichtig, im Leben einen Bezug zu seinem Herkunftsort zu haben, zu seiner Umgebung und den Leuten, denen man nahe steht. Meine Tante lebt unten, mein Sohn kannte sie zwar vorher nicht, aber er kommt hinunter, und nach den vier Jahren läuft er wie selbstverständlich zu ihr, um mit ihr zu spielen. Auch in meiner Kindheit habe ich immer mit meiner Tante und meinem Onkel gespielt, ich war immer mit ihnen zusammen. Mein Sohn hat jetzt bereits die gleiche Beziehung zu seiner Tante, zu den Verwandten und Cousins. Ich möchte, dass dies so bleibt. Die ganze Zeit über haben wir mit unserem Kind über unsere Verwandten geredet, ihm Bilder von ihnen gezeigt. Gleichzeitig waren wir selbst mit ihnen regelmäßig in telefonischem Kontakt. Dadurch ist diese Beziehung zu ihnen auch bestehen geblieben.“ [Familie Shalinović I Z 1241-1252]*

### 1.1.4. Nachbarschaft als Arbeits-, Sorge-, Tausch- und Kommunikationsgemeinschaft

Das Netzwerk von Familie Shalinović bleibt jedoch nicht auf eigene Familienangehörige beschränkt, sondern umfasst darüber hinaus auch Nachbarn und Freunde. Die Nachbarn kann man dabei als erweitertes Umfeld zur Familie betrachten. Jene Aufgaben, denen das familiäre Netzwerk allein nicht mehr gewachsen ist, werden von den Nachbarn unterstützt. Bei näherer Betrachtung der Erzählungen von Familie Shalinović zeigt sich, dass Nachbarschaft eine mehrfache Bedeutung zukommt. So wird diese sowohl als Arbeitsgemeinschaft als auch als Sorge-, Tausch- und Kommunikationsgemeinschaft aufgefasst. Alle vier Formen beruhen auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit.

#### a) Nachbarschaft als Arbeitsgemeinschaft

Nach Ende des Krieges begann man im Heimatort von Familie Shalinović mit der Sanierung und dem Wiederaufbau der vom Krieg beschädigten bzw. zerstörten Häuser. Wie aus der Schilderung von Herrn Shalinović hervorgeht, kümmerte man sich dabei nicht nur um die eigenen Häuser, sondern nutzte jeweils die eigenen Fähigkeiten, um sich gegenseitig zu unterstützen:

*„Ich weiß zum Beispiel, wie man mit Elektroinstallationen umgeht und habe meinem Nachbarn geholfen. Er wiederum kennt sich bei der Installation von Wasserleitungen aus und hat mich unterstützt. Auch andere Freunde haben uns geholfen.“ [Familie Shalinović I Z 665-668]*

Frau Shalinović bringt in der Folge zum Ausdruck, dass Geldtransfers bei der gegenseitigen Unterstützung keine Rolle spielen.

*„Bei uns gibt es das nicht, dass man jemanden anruft und bittet etwas zu reparieren, um ihm dann dafür 2.000 Schilling zu bezahlen.“ [Familie Shalinović I Z 674-676]*

### **b) Nachbarschaft als Tauschgemeinschaft**

Gegenseitige Unterstützung besteht jedoch nicht nur in der Hilfe bei der Arbeit, sondern beinhaltet auch den Austausch von Gütern, wie Herr Shalinović schildert.

*„Vor zehn Tagen war ich in Bosnien. Zu dieser Zeit bekamen wir Kühe aus der Schweiz. Bei uns ist es nun üblich, wenn ich eine Kuh bekomme, die bereits trächtig ist, dann gebe ich meinem Nachbarn das Kalb. Das geht dann so weiter. Jeder, der eine Kuh bekommt, muss sein Kalb dem Nachbarn geben. Auf diese Weise erhalten wir gemeinsam mehr.“ [Familie Shalinović I Z 888-895]*

Die besondere Bedeutung, die dieser Tauschgemeinschaft zukommt, wird auch rituell zum Ausdruck gebracht, so etwa bei besonderen Anlässen wie der traditionellen Totengedenkfeier:

*„Zu diesem Anlass wird bei uns ein Tier geschlachtet, sehr oft Schafe, aber auch Kühe. Vor kurzem haben meine Eltern dies für meinen Großvater gemacht. Das Fleisch, meist so zwischen 700 Gramm und ein Kilo, wird unter armen Angehörigen in der Familie und den Nachbarn verteilt. Dabei geht der jüngste von Haus zu Haus und überbringt das Fleisch. Vor kurzem hat das eben unser Sohn gemacht und er war begeistert, weil er Geld bekam. Es ist üblich, dass bei der Übergabe die Leute den Kindern Schokolade, Bonbons oder ein bisschen Geld geben. Danach gibt es ein Essen mit der ganzen Familie. Am darauffolgenden Tag werden die alten Leute besucht, zuletzt eben meine Großmutter.“ [Familie Shalinović I Z 1429-1448]*

Der Ritus veranschaulicht die der Gemeinschaft zukommende Pflicht, sich um ihre schwächsten Mitglieder zu kümmern.

### **c) Nachbarschaft als Sorgegemeinschaft**

Die Schilderungen von Frau Shalinović über die Betreuung einer alten Frau an ihrem Wohnort in Österreich verdeutlichen eine weitere Nuance ihrer Auffassung von Nachbarschaft. Dabei zeigt sich, dass ihr aus dem Kontext des Heimatortes stammendes Verständnis von nachbarschaftlicher Solidarität in das Umfeld der Stadt in Österreich übertragen wird.

*„Die nebenan wohnende Nachbarin ist eine alte Dame. Sie ist über 70 Jahre und ganz allein – ohne Kinder und Familie. Für mich ist es normal, dass eine Nachbarin zu mir kommt. Ich helfe, wenn ich ihr etwas helfen kann, gehe für sie einkaufen, mein Mann bringt sie ins Spital. Ich koche ihr manchmal ein Mittagessen und bringe ihr Kuchen. Sie sagt ‚Na um Gottes Willen, dass es so etwas gibt.‘ Für mich ist das aber als Nachbarin ganz normal.“ [Familie Shalinović I Z 400-408]*

Diese Erzählpassage zeigt, dass die Sorge um die Nachbarn als Verpflichtung aufgefasst und als integrativer Bestandteil nachbarschaftlicher Solidarität gesehen wird, sehr zum Erstaunen der alten Frau, die mit einem solchen Verhalten nicht rechnet. Männer und Frauen haben nach diesem Konzept Nachbarn gegenüber dieselbe Verantwortung, nehmen dabei jedoch unterschiedliche Aufgaben wahr. Gerade dieses Beispiel verdeut-

licht das zu Beginn erwähnte Prinzip, dass Nachbarschaft als erweiterte Instanz zur Familie angesehen werden kann. Für Familie Shalinović ist es selbstverständlich, die Nachbarin zu betreuen, wenn keine Familienangehörigen vorhanden sind, die diese Aufgabe übernehmen können.

Nachbarschaft wird nach diesem Verständnis auch ganz wesentlich durch physische Nähe definiert. Je näher ich räumlich gesehen meinem Nachbarn bin, desto mehr Verantwortung trage ich auch für ihn. Missverständnisse können sich daraus ergeben, dass nach üblichem Verständnis in der Großstadt räumliche Nähe kaum Verbundenheit oder Verantwortung zu den Nachbarn implizieren muss. Verbundenheit zwischen Nachbarn kann sich im Umfeld der Großstadt viel eher durch gemeinsame Weltanschauungen oder Interessen ergeben.

#### **d) Nachbarschaft als Kommunikationsgemeinschaft**

Die enge Verbindung zu Familien und Freunden bedeutet für Familie Shalinović anders mit ihnen umzugehen, als sie es bei ÖsterreicherInnen beobachtet haben. In der folgenden Gesprächspassage werden die von ihnen wahrgenommenen Unterschiede präzisiert.

*„Es ist bei uns nicht üblich, den Bruder anzurufen und zu fragen: ‚Kann ich zum Kaffeetrinken zu dir kommen?‘ Auch nicht zu sagen: ‚Ich weiß nicht, ich habe keine Zeit.‘ Das gibt’s bei uns nicht. Bei uns kommen die Frauen aus der Nachbarschaft jeden Tag, um Kaffee zu trinken und zu tratschen.“ [Familie Shalinović I Z 374-381]*

In dieser Passage wird noch eine weitere Bedeutung von Nachbarschaft deutlich. Für die Zugehörigkeit zur Nachbarschaft ist regelmäßige Kommunikation und das Teilen von gemeinsamen Informationen ganz wesentlich. Nachbarschaft heißt also auch eine Kommunikationsgemeinschaft zu bilden. Das gemeinsame Kaffee Trinken, der ‚Kaffeetratsch‘ bietet den Rahmen, in dem dieser gemeinsame Austausch stattfinden kann.

Und Frau Shalinović ergänzt:

*„Hier in Österreich gibt es immer eine Grenze zwischen Bruder und Schwester. Mein Bruder hingegen kommt einfach. Er kommt, egal ob ich zu Hause bin oder nicht, oder ob ich Zeit habe oder nicht. Fünf Minuten habe ich immer Zeit für ihn oder meine Schwester. Es ist für mich nicht vorstellbar zu sagen: ‚Na, ich weiß nicht, heute nicht, vielleicht nächste Woche.‘ Genauso unvorstellbar ist es, einem Bruder, der einmal im Jahr nach Österreich auf Besuch kommt, zu antworten: ‚Ich weiß nicht.‘“ Und Herr Shalinović darauf: „Das hat mir sehr zu denken gegeben. Die Österreicher haben da eine andere Mentalität als die Leute bei uns.“ [Familie Shalinović I Z 382-397]*

Auch die Beziehung zu Freunden ist durch enge Verbundenheit gekennzeichnet. In Österreich hat Familie Shalinović kaum vergleichbare Kontakte wie in Bosnien gefunden. Dies hängt unter anderem mit ihrer Auffassung von Freundschaft zusammen, die ganz wesentlich durch lange Bekanntschaft und Vertrautheit geprägt ist. Dazu Herr Shalinović:

*„Wir haben hier keine Freunde in Österreich. Zwar haben wir viele ÖsterreicherInnen kennen gelernt, diese können für uns allerdings keine wirklichen Freunde sein. Sie sind Bekannte. Meine Freunde in Bosnien kenne ich schon seit 25, 26 Jahren. Ich habe mit ihnen bis zum Krieg gelebt, bin mit ihnen aufgewachsen. Das ist etwas ganz Anderes.“ [Familie Shalinović I Z 133-137]*

Doch nicht nur lange Bekanntschaft, sondern auch ständige Kontakte zu den Freunden sind für den Bestand von Freundschaften wesentlich. Unter den von ihnen erlebten Bedingungen in Österreich ist es ihrer Ansicht nach schwierig, Beziehungen zu Freunden aufrechterhalten zu können.

*„Wenn du keine Zeit hast, Freunde am Samstag oder Sonntag zu treffen, wenn du einmal sagst: ‚Ich habe keine Zeit‘ und dann noch einmal ‚Nein, ich habe soviel zu tun,‘ dann kommt dein Freund nicht mehr. Meiner Erfahrung nach ist es wirklich so: Die Leute hier haben keine Zeit.“ [Familie Shalinović I Z 678-683]*

### 1.1.5. Das Haus als Arbeitsort

Nach Auffassung von Herrn Shalinović ist Wohnen eng mit Arbeit verbunden. In einem Haus zu wohnen, ohne sich dort betätigen zu können, ist undenkbar. Aus dieser Einstellung wird verständlich, dass jene Zeit in Österreich für ihn unerträglich war, in der er keiner regulären Arbeit nachgehen konnte. Die Erhaltung einer Wohnung bietet keine vergleichbaren Beschäftigungsmöglichkeiten wie die Instandhaltung eines Hauses. Um der erzwungenen Untätigkeit zu entgehen, hat Herr Shalinović zwanghaft nach Beschäftigung in der Wohnung gesucht, um so den mit seiner Auffassung von Arbeit und Wohnen verbundenen Lebensrhythmus wiederzufinden, wie aus folgender Passage deutlich wird:

*„Ich bin es nicht gewohnt, untätig herumzusitzen oder einfach nur spazieren zu gehen. Untertags muss ich immer etwas arbeiten. Sieben Monate habe ich keine Arbeit gefunden. In dieser Zeit habe ich jeden Tag im Haus entweder geputzt oder gesaugt. Mein Sohn hat dann schon zu mir gesagt: ‚Vater, schon wieder.‘ Bald darauf habe ich meiner späteren Chefin gesagt: ‚Ich brauche eine Beschäftigung, sonst fahre ich nach Bosnien und lasse Frau und Kinder da. Wenn ich da in der Wohnung sitze, so ist das für mich wie im Krankenhaus zu sein.‘ Sie hat dann mit ihrem Mann geredet, der kurz darauf eine Stelle für mich gefunden hat. Ich war froh, nicht mehr nur untätig in der Wohnung bleiben zu müssen.“ [Familie Shalinović I Z 928-946]*

Bezug nehmend auf die Situation in Bosnien meint er:

*„In Bosnien gab es immer etwas zu tun, konnte man immer eine Beschäftigung finden, wenn nicht zu Hause, so beim Nachbarn. Aber hier in Österreich hatte ich keine Ahnung, was ich tun sollte, habe ich niemanden kennen gelernt, bei dem ich etwas tun konnte. So bin ich mit dem Kind bis zum Spielplatz und zurück gegangen, ich war nervös. In der Wohnung kann man schon putzen und Staub saugen ... aber auf Dauer?“ [Familie Shalinović I Z 985-992]*

### 1.1.6. Das Wohnumfeld als Lebensort für Haustiere

Unterschiede in der Auffassung von Wohnen werden besonders auch im Verhältnis und in der Einstellung Haustieren gegenüber sichtbar. Für die hier von Familie Shalinović beobachtete Gewohnheit, Haustiere in den unmittelbaren Lebens- und Wohnbereich einzubeziehen, haben sie wenig Verständnis:

*„Ein Hund in Bosnien ist angekettet, hat sein Haus und auch einen Hof, wo er hingehen kann. Wie ich das der Frau meines Chefs erzählt habe, fragte sie mich, wo ein Hund den Winter über schläft. Als ich ihr sagte, in seinem Haus oder Hof, war sie ganz erstaunt und meinte: ‚Er ist nicht im Haus, wo die Leute leben?‘ Ich sagte, er hat sein eigenes Haus und seinen Hof. Ganz allgemein fällt mir hier auf, dass es eine engere Beziehung zwischen Mensch und Tier gibt als bei uns. Ehrlich gesagt geht mir das ein bisschen auf die Nerven, wieviel die Leute hier für ihre Tiere machen.“ [Familie Shalinović I Z 1045-1055]*

Unverständnis der beobachteten Einstellung Tieren gegenüber zeigt sich vor allem dann, wenn es um den Vergleich zwischen der Zuneigung zu Tieren und der Einstellung Kindern gegenüber geht. Dazu Frau Shalinović:

*„Ich mag Tiere. Sie können aber nicht mein ganzes Leben ausfüllen. Es ist unvorstellbar für mich, allein für Tiere einkaufen zu gehen, nur an sie zu denken oder nur über sie zu reden. Vielleicht ist das mehr in der Stadt so und auf dem Land ganz anders. Hier gibt es so viele Hunde und Katzen. Wieviel Geld das kostet. Jeder hat einen Hund, aber keine Kinder. Zwischen Mensch und Hunden oder Katzen gibt es eine engere Beziehung als zwischen Kindern. Vielleicht habe ich da ein falsches Bild, aber ich habe das öfter hier beobachtet.“ [Familie Shalinović I Z 1056-1062]*

Gänzlich unverständlich erscheint es daher, Wohnungssuchenden mit Tieren den Vorzug gegenüber Familien mit Kindern zu geben, auch wenn die Beobachtung von Frau Shalinović selektiv erscheint.

*„Ich habe nichts mit der Sache zu tun, habe aber oft gehört, wenn ein Ausländer eine Wohnung sucht, wird dieser abgelehnt, wenn er Kinder hat. Wenn er hingegen einen Hund oder eine Katze hätte, würde er die Wohnung bekommen. Die Leute haben lieber einen Hund als ein Kind im Haus. Ein Kind wird als Problem gesehen. Dabei bringt es etwas ins Leben, das einem sonst niemand geben kann.“ [Familie Shalinović I Z 1064-1072]*

### 1.1.7. Das Haus als Ort des Feierns

Das Haus ist nicht nur ein Ort, an dem gemeinsam gearbeitet wird, sondern auch ein Platz, an dem sich Familie, Nachbarn und Freunde treffen, um zu feiern. Insbesondere religiöse Feste bieten Anlass dafür, zusammenzukommen, wie aus der Erzählung von Herrn Shalinović über das Ende des Fastenmonats Ramadan hervorgeht.

*„Nach dem Monat Ramadan feiern wir ein großes Fest, das Fasten ist zu Ende. Es kommen viele ältere Leuten, um zu gratulieren. Bei diesem Anlass gibt es unsere traditionelle Speise, Bachlava. In jedem Haus wird es zubereitet. Abends feiert die Familie gemeinsam und alle Kinder kommen. Früher war die ganze Familie bei meiner Großmutter zu Mittag oder am Abend versammelt. Sie hatte sieben Kinder, so war es immer eine große Familienfeier.“ [Familie Shalinović I Z 1412-1423]*

### 1.1.8. Das Haus als Ort für die letzte Rückkehr

Für die alten Leute gewinnt das Haus noch einmal eine besondere Bedeutung. Dies zeigt die Erzählung von Herrn Shalinović über seinen Großvater, der den Wunsch hatte, noch vor seinem Tod in die Heimat zurückkehren zu können.

*„Nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Dayton wollte er unbedingt nach Bosnien kommen. Er ist dann auch im Mai gemeinsam mit Großmutter nach Hause zurückgekehrt und drei Monate später gestorben. Er hat schon vorher immer gesagt, dass er zu Hause sterben möchte. Zu Hause hat er das ganze Haus geputzt und noch für das Winterholz zum Heizen gesorgt. Wir haben ihm gesagt, dass er nicht zurückkehren sollte, da es noch kein wirkliches Leben unten gibt. Es ist kein Arzt unten, nichts. Gut, er war nicht so krank, er war nur ziemlich alt, schon etwas über 80. Er hat aber darauf nur geantwortet: „Nein, ich will zu Hause sterben.““ [Familie Shalinović I Z 499-512]*

## 1.2. Familie Nedinca – „Verbunden bin ich mit meiner Familie“

### 1.2.1. Familienhintergrund

Familie Nedinca migrierte 1993 aus politischen Gründen aus dem Kosovo nach Österreich. Es war eine Migration „auf Raten“. Zunächst kam die Frau 1992, eine diplomierte Chemikerin, um hier ihre Tochter auf die Welt zu bringen. Die medizinische Versorgung in der Heimat war sehr unsicher, sodass dort eine rei-

ungslose Betreuung der Geburt nicht gewährleistet werden konnte. Mit Hilfe von Verwandten fand sie in Österreich eine Klinik, kehrte jedoch nach erfolgreicher Geburt wieder in ihre Heimat zurück. Die soziale und politische Situation im Kosovo verschlimmerte sich, sodass sie sich entschloss, wieder nach Österreich zu kommen. Einige Monate später folgte ihr der Ehemann, ein Jurist, um sowohl mehreren Einberufungsbefehlen der serbischen Armee für den Konflikt in Bosnien als auch der tristen sozialen Situation in der ehemals autonomen Provinz Kosovo zu entgehen. Beide sind Muslime. Ähnlich wie Familie Shalinović haben sie kein besonderes Naheverhältnis zu ihrem Glauben.

Aus der Erzählung des Mannes geht hervor, dass er eigentlich nie die Absicht hatte, von zu Hause wegzugehen. Es sind die aussichtslosen Zukunftsperspektiven, die ihn und seine Familie zur Migration zwingen. Ein Grund für ihn, in der Heimat bleiben zu wollen, war nicht zuletzt das große Haus der Eltern, das ihm und seiner Familie genügend Platz geboten hätte.

Aus den Erzählungen der beiden geht hervor, dass sie gänzlich andere, ja sogar direkt konträre familiäre Erfahrungen gemacht haben, obwohl sie aus derselben Region stammen und der gleichen Generation angehören. Die Familie von Herrn Nedinca lebte lange Zeit in einem Dorf. Seine Herkunftsfamilie ist ganz wesentlich durch ein in ihrer Heimatregion nach wie vor lebendiges und sehr verbreitetes traditionelles Verständnis von Familie geprägt. Frau Nedinca hingegen ist in der Stadt aufgewachsen. Ihre Familie pflegte einen urbanen Lebensstil und vermittelte ihren Kindern eine Erziehung, die sich in vielen Aspekten von der erwähnten traditionellen Auffassung von Familie unterscheidet. Dennoch haben sie sich entschlossen, zu heiraten und zusammenzuziehen. Welche Bedeutung die Herkunftsfamilie des Mannes als auch jene der Frau mit dem Wohnen in der Heimat verbinden, soll im Folgenden dargelegt werden.

### 1.2.2. Herr Nedinca

Herr Nedinca verbrachte seine frühe Kindheit in einem entlegenen Dorf im Kosovo. Die Lebensverhältnisse und -gewohnheiten zwischen den beiden Herkunftsorten von Herrn und Frau Nedinca sind durch große Unterschiede geprägt.

*„Zwischen einer größeren Stadt in Österreich und unserer Stadt gibt es keine großen Unterschiede, was das Verhalten der Leute betrifft. Schon wenige Kilometer entfernt trifft man jedoch auf Verhaltensweisen, große Familien, die in alten Häusern zusammenleben. Das kann man in Österreich nicht finden.“  
[Familie Nedinca I Z 1073-1080]*

#### ***Das Haus als patriarchal organisierte Lebens- und Arbeitsgemeinschaft***

In den ersten fünf Lebensjahren hat Herr Nedinca in einem Dorf nicht weit von der Provinzhauptstadt Pristina in einer Viergenerationenfamilie gemeinsam mit seinen Urgroßeltern, Großeltern, seinen Eltern, zwei Brüdern und drei Schwestern in einem Haus zusammengelebt. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass es sich dabei um einen patrilinear-komplexen Familienhaushalt handelte. Dies war eine Haushaltsform, die in seiner Heimat lange Zeit weit verbreitet war.

Historisch betrachtet ist diese ursprünglich in Gebirgsregionen des Balkanraums entstanden, im Kontext einer auf Schaf- und Ziegenhaltung beruhenden Weidewirtschaft. Migrationsprozesse haben zu ihrer Verbreitung in das Flachland geführt. Patrilinear-komplex bedeutete in diesem Kontext, dass verwandte Familien in einer Haushaltsgemeinschaft zusammenlebten, da die Söhne nach der Hochzeit mit ihren Frauen im elterlichen Haushalt verblieben. Verwandtschaft wurde nur über die männliche Abstammungslinie definiert, wodurch der männlichen Linie im Gegensatz zu jener der Frau eine besondere Rolle zukam. Autorität war jedoch nicht nur an das Geschlecht, sondern auch stark an das Alter gebunden. Die Führung eines komplexen Familienhaushalts oblag dem Haushaltsvorstand, der häufig „Ältester“ genannt wurde. Die Hierarchie von Geschlecht und Alter war umso stärker, je größer der Haushalt war.

Auch in der Hausgemeinschaft von Herrn Nedinca kam seinem Urgroßvater als Ältestem der Familie eine besondere Rolle zu.

*„Mein Urgroßvater war sozusagen der Familienherr. Und ich erinnere mich ganz gut, er war nie bei einer Firma beschäftigt, sondern hat immer Geschäfte mit Rindern gemacht. Darüber hinaus hat er auch bestimmt, welche finanziellen Ausgaben gemacht werden.“ [Familie Nedinca I Z 33-37]*

Die ihm als Ältestem der Familie zukommende Autorität wurde offensichtlich von allen Mitgliedern anerkannt, wie folgende Passage zeigt:

*„Innerhalb der Familie konnte fast gar nichts geschehen, ohne ihn zu fragen. Er hat am meisten verdient. Ihm gehörte das ganze Land, er hat dort alles ausgebaut. Und so wie auch in anderen albanischen Familien, die in Dörfern lebten, war der Älteste derjenige, der meistens gefragt wurde.“ [Familie Nedinca I Z 53-58]*

Die Hausgemeinschaft war eindeutig patriarchal strukturiert. Als Familienältester war es Aufgabe des Urgroßvaters, alle Familienangelegenheiten zu regeln, so auch Konflikte, die durch das gemeinsame Zusammenleben entstanden. Konflikte gab es immer wieder. Auseinandersetzungen zwischen Männern wurden durch den Hausherrn geregelt, der versucht hat, die Streitpunkte sofort zu klären. Nach dem Einverständnis der Frauen wurde dabei nicht gefragt. Die Meinung älterer Frauen wurde respektiert, je älter die Frau, desto mehr. Zu verschiedenen Punkten wurden sie auch befragt, aber eine Entscheidung nach den Vorstellungen einer Frau zu treffen war nicht üblich.

#### ***Die Organisation der Hausgemeinschaft in Hinblick auf das gemeinsame Wohl der Großfamilie***

Organisiert war die Hausgemeinschaft nicht nach Interessen von Individuen, sondern auf das gemeinsame Wohl der Großfamilie hin. Dies zeigte sich etwa im Umgang mit finanziellen Ressourcen und der Organisation der Arbeit. Finanzielles Einkommen, hauptsächlich eingebracht von den Männern, wurde in eine gemeinsame Kasse eingezahlt, die der Urgroßvater verwaltete.

Für die Erledigung größerer Arbeiten, wie etwa der Ernte, waren nicht nur bestimmte Einzelpersonen, sondern die ganze Familie zuständig.

Die Arbeit wurde geschlechtsspezifisch nach Tätigkeitsbereichen organisiert, die räumlich getrennt waren. Nach traditionellem Muster waren auch in der Großfamilie von Herrn Nedinca Frauen für Arbeiten innerhalb des Hauses verantwortlich, während der Aufgabenbereich der Männer hauptsächlich außerhalb des Hauses lag. Dabei zeigte sich ein interessanter Wandel, wie Herr Nedinca verdeutlicht:

*„Die Männer waren eigentlich die Ersten, die sich an die neuen Verhältnisse anpassen mussten. Sie haben dabei ein zweifaches Leben geführt. In der Stadt, in der Firma waren sie Arbeiter oder Angestellte, in der Familie hingegen mussten sie sich wieder nach den alten Regeln richten. Dort waren sie Hausherren oder Familienväter und haben sich um die Arbeit in der Landwirtschaft gekümmert.“ [Familie Nedinca II Z 79-83]*

#### ***Frauen und Männer zu Hause***

Die patriarchale Organisation der Hausgemeinschaft spiegelte sich auch in den Rollenbildern von Männern und Frauen wider, wie Herr Nedinca erläutert:

*„Man sollte irgendwie Männlichkeit zeigen, etwas distanziert sein, damit man respektiert wird und die Kinder auch ein bisschen Angst haben.“ [Familie Nedinca I Z 1323-1328]*

Durch diese Haltung sollten Männer ihre Vorrangstellung innerhalb der Familie zum Ausdruck bringen.

In Gegenwart der Eltern und in der Öffentlichkeit war das Verhältnis der Geschlechter zueinander sehr distanziert, jeglicher Ausdruck von Intimität war verpönt, wie Herr Nedinca erzählt:

*„Früher war es tabu, mit der eigenen Frau vor den Eltern zu sprechen. In den Dörfern haben die Ehepartner einander nicht mit ihrem Vornamen angesprochen, sie haben neutrale Anreden gesucht wie etwa ‚Du Frau‘ oder ‚Du Mann.‘ Es wurde als Intimität betrachtet, wenn man sich mit Namen angesprochen hat. Tagsüber gab es keine Intimität. Intimität war etwas für die Nacht, wenn die Türe geschlossen war.“ [Familie Nedinca I Z 1911-1922]*

Allerdings gab es große Unterschiede zwischen dem Leben im Dorf und in der Stadt. Später, als Herr Nedinca mit seinen Eltern und Geschwistern bereits in der Stadt lebte, wurde er mit einer anderen Lebensweise konfrontiert. Ein ähnlich distanziertes Verhältnis zwischen den Geschlechtern gab es dort nicht.

*„In der Stadt wird man so erzogen, dass man in der Schule und im Studium ständig mit Mädchen beisammen ist. Es ist ganz normal, Freunde, Freundinnen zu treffen, Leute anzusprechen, gemeinsam in ein Kaffeehaus oder eine Diskothek zu gehen.“ [Familie Nedinca I Z 1365-1370]*

### ***Umgang mit verwandten und nicht verwandten Besuchern***

Im Heimatdorf von Herrn Nedinca lebten seiner Erzählung nach noch 12 weitere Großfamilien aus derselben Abstammungslinie mit jeweils mehr als zehn Personen im Haushalt. Im Dorf allein wohnten demnach etwa 150 Verwandte. Auffällig war eine starke Unterscheidung zwischen Personen, die zur Verwandtschaft zählten, und jenen, die nicht dazu gehörten. Letztere durften das Haus in Abwesenheit der Männer nicht betreten:

*„Ich erinnere mich, dass niemand hineingehen konnte, obwohl die Türe offen war. Jemand, der unbekannt war oder aus dem Dorf kam und nicht zur Familie gehörte, sollte fest klopfen und dabei laut den Namen des Hausherrn rufen, damit sofort einer von den Männern die Türe aufmachte. Wenn keiner von den Männern in der Nähe war, öffnete eine der älteren Frauen und fragte: ‚Bitte, was möchten Sie?‘ Wollte der Wartende jemand von den Männern sprechen und diese waren nicht zu Hause, musste er später kommen. Wenn kein Mann da war, ist ein Unbekannter nie hineingekommen. Dies war nur möglich, wenn sich Männer im Haus aufhielten. Oder die alte Frau hat den Unbekannten oder die Person aus dem Dorf in das Gästehaus geführt und gesagt, dass die Männer bald kommen würden. Wenn er warten wollte, wurde ihm etwas zu essen und trinken angeboten. Er blieb jedoch bis zur Ankunft der Männer alleine im Gästehaus.“ [Familie Nedinca I Z 490-506]*

Im Unterschied dazu durften verwandte Personen sehr wohl das Haus betreten, da sie als Vertraute und nicht als Fremde galten. Ihnen stand das Haus jederzeit offen und die Familie war verpflichtet, sie zu empfangen. Einen Besuch vorher zu vereinbaren war allerdings nicht üblich:

*„Man kam zum Haus, klopfte an, ob jemand hier war. Wenn niemand reagierte, ging man wieder; wenn sich jemand meldete, wartete man bis jemand öffnete. Also man kommt, wenn man will, und man geht auch wieder, wenn man will.“ [Familie Nedinca I Z 1285-1288]*

Aus der Sicht der in Österreich gemachten Erfahrungen sieht Herr Nedinca heute das bereits mit deutlicher Distanz:

*„Als Kind hat es mir große Freude gemacht, wenn jemand gekommen ist, wir Gäste hatten und das Haus voll besetzt war. Ich hab mich damals sehr wohl gefühlt. Wenn ich aber jetzt so zurückdenke, so meine ich, dass das die Identität in der Familie stört. Die Familie ist bei uns urgroß. Raum für Intimität zwischen Mann und Frau zu haben ist ziemlich schwierig, weil ständig Gäste hier sind.“ [Familie Nedinca I Z 1257-1262]*

Das Bedürfnis, allein sein zu wollen, stößt im Kontext der Dorfgemeinschaft und sogar in der Stadt, in der er später lebte, auf Unverständnis.

*„In Österreich ist es irgendwie selbstverständlich, dass man mehr Intimität hat und mehr mit der Frau zusammen ist. Und das ist positiv, sehr gut. Bei uns gab es bis zuletzt Bemerkungen wie etwa ‚Er bleibt den ganzen Tag und die ganze Nacht mit der Frau und geht nie mit Freunden aus, er ist ein Pantoffelheld.‘ Man wurde irgendwie belächelt.“ [Familie Nedinca I Z 1314-1320]*

#### **Das Gästehaus als Empfangsort für männliche Besucher**

Für den Empfang von Gästen, insbesondere jener, die nicht zur Familie gehörten, gab es, wie bereits kurz erwähnt, einen eigenen, vom Wohnhaus getrennten Ort. Allerdings war dieser nur für Männer gedacht:

*„Sie wussten schon, wo sie hingehen müssen. Mein Großvater hat sie empfangen und sie sind sofort dort-hin gegangen. Jeder hat gewusst, wo er sitzen kann. Frauen, die ihre Männer begleitet haben, sind ins Haus gekommen. Sie sind dort geblieben, während die Männer im Gästehaus waren. Meine Mutter, Großmutter und die schon erwachsenen Tanten haben sie dann im Gästeraum kurz begrüßt. Danach haben sie diesen Raum nur mehr betreten, um Tee, Kaffee, ein Mittag- oder ein Abendessen zu servieren. Dabei haben zuerst die Männer und erst nachher Frauen und Kinder gegessen, getrennt. So war es üblich im Dorf.“ [Familie Nedinca I Z 207-220]*

#### **Die Bedeutung der Ehre für den Familienhaushalt**

Im Verhältnis zu Anderen war die Familie darauf bedacht, ihre Ehre zu bewahren. Was dies konkret für seine Familie bedeutet, erläutert Herr Nedinca wie folgt.

*„Familien bei uns versuchen, einen guten Ruf zu haben. Wenn jemand dagegen verstößt, indem er drogen-abhängig wird oder sonst die normale Linie verlässt, dann ist irgendwie die ganze Familie betroffen.“ [Familie Nedinca I Z 1445-1449]*

Nach traditionellem Verständnis dient das Prinzip der Ehre dazu, die soziale Ordnung innerhalb einer Familie aufrecht zu erhalten. Ehre – das bedeutet Integrität, Unantastbarkeit und Unbescholtenheit eines Familienhaushalts. Entscheidend für den Ehrbegriff ist die Vorstellung, dass es eine klare Grenze zwischen dem „Innen“ der Familie und dem „Außen“ der Gesellschaft gibt. Verschiedene Vorfälle können dazu führen, dass die Ehre verletzt wird, etwa wenn ein Außenstehender unberechtigt in den Intimbereich der Familie eindringt. Die Ehre der Familie wird auch dann verletzt, wenn ein Familienmitglied beleidigt wird oder sich selbst unehrenhaft verhält.

Im Fall einer Ehrverletzung in der eigenen Familie ist nach der Erzählung von Herrn Nedinca nicht mehr wie nach früherem Verständnis die gesamte größere Verwandtschaft, sehr wohl aber die engere Familiengemeinschaft betroffen. Dies wird an folgender Passage deutlich:

*„Womit mein Vater sehr schlecht leben kann ist, wenn ich in der Öffentlichkeit etwas gegen ihn sage, etwa dass er schlecht ist oder dass er uns keine gute Erziehung gegeben hat. Das würde ihn sehr treffen, kränken, genauso wie Kriminalfälle in der Familie.“ [Familie Nedinca I Z 1434-1439]*

#### **Ausstieg aus dem Familienverband durch Auflösung eines Großfamilienhaushalts**

Der Vater von Herrn Nedinca entschied als diplomierter Techniker, aus beruflichen Gründen mit seiner Frau und seinem damals fünfjährigen Sohn vom Dorf in eine Stadt zu übersiedeln. Mit dem Beschluss, den elterlichen Haushalt zu verlassen, kam es zur ersten Trennung seit drei Generationen, obwohl diese nicht zur Aufteilung des ganzen Besitzes führte, da die anderen Geschwister noch einige Zeit im Haushalt verblieben. Dennoch regte sich Widerstand, weil deutlich wurde, dass sein Vater später nicht die ihm traditionell zuge-dachte Rolle des Familienoberhauptes übernehmen würde:

*„Aber sicher haben die geplant, dass er dort bleibt, zusätzlich verdient und ein bisserl Geld in die Familie bringt, auch dass er in der Landwirtschaft hilft. Es gab auch emotionelle Gründe. Er war der älteste Sohn, der erste Sohn, und sie haben damals etwas dagegen gehabt, weil er ziemlich jung war, als er nach Pristina zog. Er war damals 23 oder 24. Da musste man ziemlich viel Selbstvertrauen, eigentlich Mut haben, den eigenen Willen in so einer großen Familie durchzusetzen. So war's.“ [Familie Nedinca I Z 1406-1415]*

Der Ausstieg eines Mitglieds aus dem Familienverband führte nicht selten zur Auflösung eines Großfamilienhaushalts:

*„Aus dem Familienverband auszusteigen ist schon ein Problem. In unserem Fall war es mehr ein psychisches Problem. Wenn aber drei, vier Brüder gemeinsam leben, verheiratet sind, dann beschließen, getrennt leben zu wollen und neue Häuser bauen, wird das ganze Vermögen aufgeteilt. Das Ganze. Und der Jüngste oder ein anderer Bruder, der sich um die Eltern kümmert und diese vielleicht pflegen muss, der bekommt ein bisserl mehr als die anderen. So um 10, 20 oder 30 Prozent mehr als die beiden anderen zusammen.“ [Familie Nedinca I Z 402-410]*

In der Stadt baute der Vater von Herrn Nedinca zunächst ein zweistöckiges Haus, das er später wieder verkaufte, weil er nach der Geburt von zwei weiteren Kindern dachte, dass es später für die Familie zu klein sein werde. Das zweite Haus sollte für jeden seiner Söhne sowie für deren Frauen und Kinder genügend Platz bieten. War geplant, in der Stadt einen neuen Großfamilienhaushalt zu gründen?

*„Ja, ich glaube schon. Jeder Stock hatte Platz für so zirka 150 Quadratmeter, also in jedem Stock ist eine Küche, Bad, WC, Wohnzimmer, Schlafzimmer und ein Kinderzimmer errichtet worden. Er hat geglaubt, er und seine zwei Söhne können da leben. So ist's gebaut worden.“ [Familie Nedinca I Z 1288-1295]*

***In der Stadt zu wohnen bedeutete, sich umstellen zu müssen, wie Herr Nedinca erzählt:***

*„Für mich wurde vieles anders. Man musste einen Freundeskreis finden, und das war ganz anders als im Dorf, wo man selbstverständlich mit Cousins zusammen war. Man ist irgendwie alleine. Man entwickelt sich alleine. Auch die Lebensart in der Stadt war anders. Man kann ausgehen und alleine etwas unternehmen, ins Kino oder zu Freunden gehen. Es betrifft mehr die Lebensart. Im Dorf, wo ich gelebt habe, gab es Strom und genug Wasser. Wir haben mit Holz oder Kohle geheizt. Aber es war alles da, obwohl es kein klassisches Bad gab, dafür genug Wasser zum Erwärmen. Man konnte ein Bad nehmen. Für die Frauen wurde das Leben leichter, weil sie die Wäsche nicht mehr mit der Hand waschen mussten. In der Stadt gab es Waschmaschinen. Das war alles ganz selbstverständlich.“ [Familie Nedinca II Z 1329-1350]*

Die Verbindung zu den Angehörigen blieb in der ersten Zeit sehr eng:

*„Ja, ich war immer wieder in Kontakt mit dem Dorf, bis ich die Grundschule beendet habe. Die ganzen Ferien war ich gerne dort. In der Mittelschule ist der Kontakt nicht mehr so eng geblieben. Man ist 14, 15, adoleszent und lässt die alten Kontakte ein bisserl stehen.“ [Familie Nedinca I Z 1375-1380]*

Dennoch blieb es auch in dieser Zeit für ihn selbstverständlich, die Großeltern regelmäßig zwei- bis dreimal pro Monat zu besuchen. Auch sein Vater hielt engen Kontakt zu den Angehörigen im Dorf. Beinahe jede Woche kam er dorthin, um seine Eltern zu sehen. Seine Mutter hingegen war selten im Dorf auf Besuch, obwohl sie die Schwiegereltern respektierte. Einige Erwähnungen von Herrn Nedinca lassen darauf schließen, dass die Beziehung seiner Mutter zu den Angehörigen der Familie ihres Mannes nicht konfliktfrei war. In einer patriarchalischen Großfamilie hatten Frauen, die in die Familie des Mannes einheirateten, üblicherweise einen schweren Stand, da sie sich sowohl den Männern als auch den älteren Frauen unterordnen mussten und kaum Rechte besaßen. Unter diesen Bedingungen konnte nur schwer ein emotionales

Naheverhältnis entstehen. Dies erklärt möglicherweise, warum die Mutter von Herrn Nedinca eher auf Distanz zu ihren Schwiegereltern blieb und wahrscheinlich froh war, nicht mehr in der Großfamilie leben zu müssen.

Durch das Leben in der Stadt begann sich tendenziell auch die Einstellung den eigenen Verwandten gegenüber zu verändern. Besonders deutlich wird das in einer Anekdote, die Herr Nedinca über seinen Bruder erzählt:

*„Es war etwa vor zwei Jahren. Da war er mit Freunden bis drei oder vier Uhr in der Früh in Cafeterias und Diskotheken unterwegs, bevor er nach Hause zurückkam. Um acht Uhr in der Früh, nach vier Stunden, kommt meine Mutter, um ihn aufzuwecken und sagt zu ihm: ‚Die Großtante ist gekommen, sie hat gehört, dass du da bist und sie möchte dich sehen.‘ Und er macht nur so die Augen auf und meint: ‚Du kannst ihr sagen, ich will sie aber nicht sehen, ich schlafe gerade. Ich bin um vier in der Früh gekommen, lass mich in Ruhe und mache die Türe zu und fertig.‘ Und meine Mutter hat das akzeptiert, und mein Vater hat gesagt ‚Ja, er hat Recht.‘ Er akzeptiert keinen Besuch, der nicht angemeldet war.“ [Familie Nedinca I Z 2286-2302]*

### 1.2.3. Frau Nedinca

Frau Nedinca, Tochter eines Schuldirektors, ist von Anfang an in der Stadt aufgewachsen. Wie zu Beginn bereits erwähnt, hat sie in ihrer Kindheit ganz andere familiäre Erfahrungen als ihr späterer Mann gemacht.

*„Meine Eltern sind nicht typisch albanisch. Sie sind immer ein bisschen moderner gewesen. Obwohl es in meinem Freundeskreis Einige gab, die sehr modern waren und deren Eltern ganz normal gelebt haben, gibt es in vielen Familien strikte Regeln. Und bei uns ist die Frau nicht so ... wie soll ich sagen, irgendwie hat die Frau nicht alle Rechte. In meiner Familie habe ich alles gehabt, aber nicht für alle war das so.“ [Familie Nedinca III Z 548-543]*

Angesprochen auf die Unterschiede zu anderen Familien aus ihrer Heimatregion erzählt sie aus ihrer eigenen Geschichte:

*„Fast alles machen meine Eltern anders. Weil ... ich war schwanger vor meiner Heirat. Wenn jemand Anderem das passiert – auch heute –, schweigt man, sagt davon nichts oder geht weg von zu Haus und heiratet, ohne es den Eltern zu sagen. Oder man geht in ein Spital, macht einen Abortus, so dass niemand davon erfährt.*

*Damals sind meine Eltern in Österreich gewesen, und es war für mich schwer, telefonisch zu sagen: ‚Ich bin schwanger.‘ Das wäre für meinen Vater der Tod gewesen. Seine beste Tochter, die immer in der Schule die Beste war, ist schwanger vor der Heirat. Das wäre eine Katastrophe gewesen. Das ist eine Katastrophe in jeder Familie, wo das passiert. Ich hab meine Eltern angerufen. Ich war sehr traurig, ich hab mich auch geschämt, aber ich hab zu meiner Mutter gesagt: ‚Weißt du, ich möchte mich verloben.‘ Dann hat sie gesagt: ‚Oh, sehr schön! Und warum so schnell? Und was ist passiert?‘ Und darauf habe ich gesagt: ‚Ich weiß es nicht, ich glaub, ich bin alt genug.‘ Dann hat sie gemeint: ‚Na ja, gut, warum nicht. Und wir organisieren das alles.‘ Und ich habe gesagt: ‚Weißt du was, ich komm lieber nach Wien.‘ Und dann bin ich nach Wien gefahren, und meine Schwägerin war schwanger. Sie haben im Sommer geheiratet, und ich bin im Februar schwanger geworden. Und meine Mutti fragt: ‚Wie geht es ihr mit der Schwangerschaft?‘, denn ich war mit ihr und meinem Bruder allein zu Hause. Dann hab ich gesagt: ‚Ich bin auch schwanger.‘“*

Erstaunen zeigte sie für die Reaktion ihrer Mutter:

*„Und meine Mutter konnte das nicht glauben: ‚Waaas? – Aaaaah! Ich bin so glücklich für dich!‘ Das war die erste Reaktion. Sie war sooooo glücklich, das hab ich nicht von ihr erwartet. Dann hab ich zu weinen angefangen. Da hat sie gefragt: ‚Warum weinst du? Das ist das Schönste, was dir passieren könnte. Vielleicht liebst du deinen Mann nicht? Du brauchst nicht heiraten. Komm, leb mit uns und wir werden für dich sorgen. Mach dir keine Sorgen, du brauchst nicht zu heiraten.‘ Und so. Und das ist etwas, was man nicht erlebt. Auch hier nicht, wirklich.“*

Auch der Vater, vor dessen Reaktion sie große Angst hatte, reagierte anders als erwartet:

*„Am Abend hat meine Mutter das meinem Vater erzählt, normal, langsam. Und in der Früh kommt mein Vater ins Zimmer und wünscht mir alles Beste. Das sind die schönsten Worte, die ich je gehört habe. Und auch er sagte: Wenn ich nicht zufrieden bin, brauch ich nicht zu heiraten. Ich darf auf keinen Fall an einen Abortus denken. Es ist so schön, ein Kind zu haben. Und das ist, glaube ich, was ich früher nie bemerkt habe, wie sehr meine Eltern für mich da waren. In diesem Moment hab ich gesehen, dass ich die wichtigste Person bin. Ich hab etwas Schlechtes gemacht, trotzdem haben mich meine Eltern so wie früher geliebt und das war für mich sehr wichtig. Was nicht in jeder Familie typisch ist.“*

Und dann etwas relativierend:

*„Obwohl: man findet immer eine Lösung, wenn es um das eigene Kind geht.“ [Familie Nedinca III Z 580-624]*

### ***Kinder als Mittelpunkt der familiären Hausgemeinschaft***

Im Rückblick schwärmt Frau Nedinca vor allem von ihrer Jugendzeit, die sie als besonders schön in Erinnerung hat. Nach ihrer Erzählung genoss sie damals sehr viele Freiheiten:

*„Dank meiner Eltern hab ich eine wirklich schöne Jugend gehabt. Nach einem Unfall hat mein Vater aufgehört zu fahren. So habe ich ein Auto gehabt. Ich habe nie denken müssen: ‚Gibt's Benzin? Oder ist es sauber?‘ Das hat alles mein Vater gemacht, und ich bin gefahren. Meine Eltern haben mir wirklich ein Maximum an Freiheit gegeben. Ich durfte überall hin gehen. Niemand hat mich gefragt, wo ich war oder was ich getan habe.“ [Familie Nedinca III Z 508-512]*

Als Erklärung für die Großzügigkeit ihrer Eltern vermutet sie die Anerkennung ihrer guten Leistungen in der Schule:

*„Meine Eltern hatten nie Probleme mit mir, dafür hab ich wirklich alle nur möglichen Freiheiten gehabt. So habe ich von meinen Eltern eine Reise nach Amerika bekommen: Vier Monate in Amerika haben meine Eltern finanziert, um die Sprache zu lernen.“ [Familie Nedinca III Z 513-516]*

Im Vordergrund der elterlichen Sorge stand das Wohl der Kinder. Dafür waren die Eltern auch bereit, finanzielle Schwierigkeiten auf sich zu nehmen.

*„Meine Eltern haben nicht so viel verdient. Es gab Zeiten, in denen sie zwei Zimmer im Haus untervermietet haben, damit wir Kinder besser leben. Irgendwie fühl ich, dass sich meine Eltern nur für uns geopfert haben, damit wir alles bekommen. Das sehe ich jetzt, da ich Mutter geworden bin. Früher hab ich vielleicht das alles als normal angenommen. Aber auch Kinder von sehr reichen Eltern bekommen nicht alles hier, hab ich bemerkt. Jeden Sommer See, im Winter Ski fahren. Wir waren zu dritt. Manchmal musste einer zu Hause bleiben, es gab vielleicht nur für zwei die Möglichkeit mitzukommen. Was auch positiv war: Es gab viele Möglichkeiten für Kredite. Und mit Kredit haben meine Eltern für uns so Skianzüge gekauft und Ski. Und dann mit Kredit habe ich auch ein Piano bekommen, weil ich bin auch*

*in die Musikschule gegangen. Und irgendwie, obwohl meine Eltern nicht reich gewesen sind, haben wir Kinder ziemlich viel bekommen. Heute bin ich sehr glücklich, dass ich solche Eltern habe.“ [Familie Nedinca III Z 520-533]*

Die Eltern hatten im Unterschied zu vielen anderen Familien nichts dagegen, dass Freunde zu ihr nach Hause auf Besuch kamen. So konnte sie auch ihren späteren Ehemann bei sich daheim treffen:

*„Ich hab viele Freunde aus der Schule gehabt und habe mit diesen zusammen gelernt. Wir waren eine Gruppe, drei, vier Leute. Gelernt haben wir einmal bei ihm, einmal bei ihr, einmal bei mir. Den ganzen Tag war ich irgendwo. So waren meine Eltern gewohnt, dass mich meine Freunde besuchen. Und er war einer von den Freunden. Ganz normal. Ich hab die volle Freiheit gehabt, sag ich Ihnen. Ich hab mit meinen Eltern offen über alles sprechen können, was nicht normal ist. Üblicherweise wurde gesagt: ‚Ein Mann, Freund von einem Mädchen kommt nie ins Haus, bevor sie sich nicht verlobt haben.‘“ [Familie Nedinca III Z 967-976]*

#### **Gemeinsames Zusammenleben mit Verwandten aus der mütterlichen Herkunftsfamilie**

Nähere Verbindungen zu anderen Verwandten gab es auch in ihrer Familie. Diese sind nicht zuletzt auch dadurch entstanden, weil sie mit diesen Angehörigen einige Zeit zusammengelebt haben. Allerdings stammten diese im Unterschied zur Familie von Herrn Nedinca nicht aus der väterlichen Familie, sondern der Familie der Mutter:

*„Mit der Familie meiner Mutter habe ich wirklich einen engen Kontakt gehabt. Für mich sind Tante und Onkel das Schönste was es gibt. Das hat auch seinen Grund: Zwei Tanten und ein Onkel haben zeitweise bei uns gelebt. Zunächst waren wir vier und eine Tante, also fünf. Dann ist eine gegangen und die andere gekommen und wir waren wieder fünf. Nachdem diese Tante weggezogen ist, wurde mein Bruder geboren, wir waren also fünf und mit dem Onkel sechs. Zu diesem Zeitpunkt haben wir bereits ein großes Haus gehabt. Vorher mit den Tanten haben wir noch in einer Zweizimmer-Wohnung mit Küche gelebt. Und dann haben meine Eltern ein Haus auf dem Grundstück seines Vaters gebaut. Da gab es dann genug Platz. Wir Kinder hatten unsere Zimmer und meine Eltern ihre Zimmer. Es gab einen Salon, Wohnzimmer und Küche. Wir haben oben geschlafen und gelernt, tagsüber waren wir unten. Wir hatten genug Platz.“ [Familie Nedinca III Z 302-311]*

#### **1.2.4. Gemeinsames Leben im Haushalt der Familie Nedinca**

Nach der Hochzeit zogen sie in das Haus der Eltern ihres Mannes. Dort wurde sie mit einer anderen als der bisher gewohnten Lebensweise konfrontiert. Vor allem die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter gestaltete sich schwierig.

*„Meine Schwiegermutter hat alles von mir erwartet, obwohl sie sehr jung war. Und ich konnte das nicht schaffen. Ich war ein verwöhntes Mädchen. Meine Eltern haben mich wirklich verwöhnt. Als ich in das Haus meines Mannes gekommen bin, war ich plötzlich niemand. Ja, und die hat von mir alles erwartet, auch kochen sogar.“*

Und zur Person ihrer Schwiegermutter:

*„Tja, es ist ... sie war jung. Das kann ich auch verstehen. Sie war jung, und auf einmal Schwiegermutter zu werden, war eine schwere Rolle. Sie konnte damit nicht umgehen, und ich konnte mich nicht so benehmen wie sie es erwartet hat. Weil sie hat erwartet, dass ich jetzt alle Wege übernehme, aber ich war keine typische Frau. Ich hab studiert und von meinen Eltern eine andere Erziehung bekommen. Und das war*

*für mich ein bisschen dann dörflich. Obwohl ich hab versucht, mein Bestes zu tun. Man will geliebt sein, aber ich war nicht gut genug.“ [Familie Nedinca III Z 710-720]*

Im Folgenden skizziert sie die generellen Schwierigkeiten, die das Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter charakterisieren:

*„Wenn bei uns Leute zusammenleben, gibt es Konflikte zwischen der Schwiegermutter und der Frau, die ins Haus kommt. Das ist sehr typisch. Sie leben zusammen und jetzt muss die ganze Arbeit, die sie allein gemacht hat, geteilt werden. Normalerweise will sie nicht mehr, weil sie schon einen Sohn verheiratet hat, und sie muss jetzt bedient werden. Die jungen Frauen möchten das nicht machen und dann kommt es zum Konflikt.“ [Familie Nedinca III Z 539-543]*

Diese schwierige Konstellation führte zu einer nicht lösbaren Spannung zwischen den beiden:

*„Dann ist irgendwie ohne Grund ein Konflikt ins Haus gekommen. Ich glaub, das ist normal, überall. Ich bin dann aber nicht lang dort geblieben, und das war ein Glück für mich. In Wien hab ich mein Leben mit meinem Mann gehabt, ganz normal. Wir haben uns nicht oft besucht. Es gibt eine Wand zwischen mir und meiner Schwiegermutter. Aber das ist normal...“ [Familie Nedinca III Z 718-727]*

Im Vergleich dazu war das Verhältnis zum Schwiegervater weniger durch Konflikte als durch gegenseitige Achtung geprägt:

*„Mein Schwiegervater war zu Hause der Kopf. Er war der wichtigste für jede Entscheidung. Was er gesagt hat, war Gesetz (...) Er hat mit mir eine Respekt-Beziehung gehabt. Ich habe bemerkt, dass er mich nicht allzuviel engagieren wollte. Ich weiß, wie er sich benommen hat, wenn er Tee trinken wollte: ‚He, du, steh auf, mach einen Tee für mich‘ hat er zu seiner Tochter oder zu seiner Frau gesagt. Zu mir hat er das nie gesagt. Er hat das selber gemacht, obwohl ich da war. Wenn seine Frau oder Tochter hier waren, ist das nie passiert.“ [Familie Nedinca III Z 739-746]*

Der Wunsch der Schwiegereltern, wieder in das Haus zurückzukehren, ist nach wie vor sehr groß. Für ein gemeinsames Leben mit Kindern und Enkelkindern wurde bereits beim Bau des Hauses sehr viel investiert:

*„Ja, dass wir alle zusammenleben. So hat er es organisiert für seine zwei Söhne. Zwei Stöcke und er. So haben sie es geplant. Und dafür haben die beiden sehr viel gearbeitet. Also sie hat für alle Arbeiter dort Essen, Tee und Kaffee vorbereitet und das ist nicht leicht. Und sie hat allein geputzt und alles gemacht. Und dann bin ich gekommen. Es ist alles fertig für mich, ich muss mir keine Sorgen mehr darum machen, so denkt sie. Andererseits, vielleicht mag ich so ein Leben nicht. Sie hat gemeint: ‚Ich hab so ein Haus gebaut und meine Enkelkinder können hier zusammenleben.‘ Für mich wäre es besser, wenn sie drei kleine Wohnungen kaufen und jeder sein eigenes Leben entwickelt. So wäre die Liebe vielleicht größer. Aber in so einem Haus ist es ziemlich schwer.“ [Familie Nedinca III Z 1041-1057]*

### **1.3. Familie Mirenković – „Verbunden sind wir mit unserem Haus“**

#### **1.3.1. Familienhintergrund**

Familie Mirenković lebte vor der Migration einem im Osten Serbiens gelegenen Dorf. Mitte der 80er Jahre entschloss sich Herr Mirenković, ein ausgebildeter Elektriker, nach Österreich zu migrieren. Bei einem Kurzaufenthalt in Österreich erkannte er, dass es in Österreich deutlich bessere Verdienstmöglichkeiten als in der Heimat gab. Vorbild für die Migration war sein Vater, der bereits Ende der 60er Jahre nach Österreich kam, um bei den Österreichischen Bundesbahnen zu arbeiten. Obwohl er zunächst nur wenige Jahre bleiben

wollte, war er dreizehn Jahre dort beschäftigt, bevor er nach seiner Pensionierung in die Heimat zurückkehrte.

Die Familie war früher fast ausschließlich in der Landwirtschaft tätig gewesen. Durch eine zunehmende Verschlechterung der ökonomischen Lage wurde es immer schwieriger, den Lebensunterhalt allein aus dem Verkauf landwirtschaftlicher Produkte zu sichern. Geld bekam die Familie oftmals erst Monate später ausbezahlt. Bedingt durch eine ständig steigende Inflation verringerte sich der zuvor erzielte Gewinn noch einmal. Dies war der Grund, nach anderen Erwerbsmöglichkeiten Ausschau zu halten.

Von den Migrationsabsichten seines Sohnes war der Vater von Herrn Mirenković allerdings nicht begeistert, zu lange hatte er selbst getrennt von der eigenen Familie in Österreich gelebt und darunter auch gelitten. Herr Mirenković entschloss sich jedoch im Unterschied zu seinem Vater, nicht alleine, sondern in Begleitung seiner Frau nach Österreich zu kommen. Die Kinder, ein heute siebzehnjähriger Sohn und eine sechzehnjährige Tochter, blieben vorerst in der Heimat, lebten allerdings getrennt bei den Eltern von Herrn und Frau Mirenković. Erst einige Jahre später, als das Ehepaar einen halbwegs gesicherten Status in Österreich erreicht hatte, holte es seine Kinder nach.

In der ersten Zeit war es allerdings schwer, eine legale Arbeit zu finden. Während Frau Mirenković als Putzfrau ständig, wenn auch oft unangemeldet tätig war, hatte Herr Mirenković größere Schwierigkeiten, eine kontinuierliche Arbeit zu finden. Erst nach mehreren Job- und auch Branchenwechseln – so war er zeitweise als Automechaniker tätig – gelang es ihm, für das Baugewerbe eine Arbeitsgenehmigung und auch eine fixe Beschäftigung zu bekommen.

Trotz eines mittlerweile gesicherten Aufenthalts in Österreich behielt das Haus im Heimatland für Familie Mirenković einen besonderen Stellenwert.

### 1.3.2. Haus als Symbol für die Generationen übergreifende Kontinuität von Familie

Die Frage der gemeinsamen Wohnzukunft wurde für Herrn und Frau Mirenković zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit besonders aktuell. Damals stellte sich die Frage, wer von beiden aus dem elterlichen Haus ausziehen sollte. Wie aus der Erzählung der Tochter von Herrn Mirenković hervorgeht, ist es in ihrer Heimatregion nicht üblich, dass sich die Ehepartner ein neues Heim schaffen.

*„Ja, es ist eigentlich so, wenn man heiratet, kommt entweder der Mann zu der Frau oder die Frau geht zum Mann. Das Elternhaus wird eigentlich nicht verlassen.“ [Familie Mirenković I Z 203-205]*

Welcher Ehepartner vom Haus der Eltern wegzieht, richtet sich üblicherweise nach der Zahl der Geschwister:

*„Ja, also, wenn es zum Beispiel zwei Schwestern gibt, dann geht meistens, je nachdem wie es ausgemacht ist, entweder die ältere oder die jüngere weg, und die andere bleibt aber bei den Eltern und sucht sich einen Mann, der auch kommt. Wenn es zwei Brüder sind, geht einer weg und einer bleibt. Wenn es ein Bruder und eine Schwester sind, dann ist es meistens so, dass der Mann bleibt und die Frau weggeht.“ [Familie Mirenković I Z 210-215]*

Die zuvor zum Ausdruck gebrachte Einstellung, das Haus nicht verlassen zu wollen, weist darauf hin, dass der Bewahrung familiärer Kontinuität ein hoher Stellenwert zukommt. Das Haus wird dabei als Ort, an dem die Einheit der Familie bewahrt bleibt, zum Symbol für diese Kontinuität. Durch den Verbleib eines Kindes im Haus der Eltern kann diese gesichert werden.

In ihrer Familie war dies aber schwierig, wie die Tochter erzählt:

*„Bei meinen Eltern ist das nicht gegangen, weil keiner von denen hatte Brüder. Und keiner wollte die Eltern alleine lassen.“ [Familie Mirenković I Z 205-207]*

Die Folge war, dass Herr und Frau Mirenković sich entschieden, zwischen seinen und ihren Eltern hin und her zu pendeln. Somit musste keiner von beiden wirklich von zu Hause ausziehen, die Kontinuität der Familien und damit auch die Kontinuität beider Häuser konnte durch dieses Modell bewahrt werden.

Als sich die beiden für eine Migration nach Österreich entschlossen, wurde die Frage, wie trotz Abwesenheit die Verbundenheit zu den Eltern aufrechterhalten werden konnte, wieder aktuell. Um diese gewährleisten zu können, beschlossen sie, das erstgeborene Kind, den Sohn, bei der Familie der Mutter und das zweitgeborene, die Tochter, bei der Familie des Vaters zu lassen. Die Kinder wurden dadurch zwar getrennt, die Kontinuität der Beziehung zu beiden Häusern konnte allerdings aufrechterhalten werden. Dennoch kam es zu Spannungen, wie die Tochter erzählt:

*„Und die Großeltern haben sich zerstritten, weil alle wollten die zwei Enkel haben. Und sie haben uns also nur gesehen, wenn die Eltern gekommen sind. Nur im Urlaub habe ich meinen Bruder gesehen. Sonst nicht, weil wenn ich dort hingegangen wäre, hätte man mich nicht mehr weggelassen. Wenn mein Bruder zu mir gekommen wäre, hätten die ihn nicht mehr weggelassen. Und das war drei Jahre lang so, nur im Urlaub.“ [Familie Mirenković I Z 227-234]*

Die Verbundenheit der Kinder mit den Häusern zeigt sich auch daran, wie das Erbe in der Familie weitergereicht wird.

*Tochter: „Jetzt, wenn mein Vater, einmal ... sagen wir, dann gibt er es mir über, und was meiner Mutter gehört, wird meinem Bruder zugeschoben, also aufgeteilt.“*

*Vater: „Ich habe keinen Bruder, sie [gemeint ist seine Frau] hat keinen Bruder. Sie hat auch ein Haus, alles Erbe, und ich habe auch. Was meines ist, ist für sie [die Tochter], was ihres ist, ist für ihren Bruder.“ [Familie Mirenković I Z 198-202]*

### 1.3.3. Haus als Ort, an dem die Pflicht der Generationensolidarität realisiert wird

Die Bewahrung familiärer Kontinuität hat nicht bloß immaterielle Bedeutung, sondern ist mit einem Abkommen verbunden, das die Aufrechterhaltung einer Verbindung zwischen den Generationen sicherstellen soll. Angelpunkt für den Vollzug dieses Abkommens ist das Haus.

*„Wenn sie [die Tochter] jetzt heiratet, ginge alles von mir aus, alles was ich gemacht habe – das Haus ist für sie und nicht mehr für mich. Ich habe gesagt: ‚Wenn du anfängst zu arbeiten, dann musst du mich fragen: ‚Hast du ein bisschen Geld, um im Haus etwas zu machen? Jetzt mache ich weiter, aber wenn du anfängst, dann musst du sparen. Wenn du sparst, dann gebe ich etwas dazu.‘ Für mich ist das genug. So ist das bei uns. Wir stecken immer alle in dasselbe Haus. Ich, sie, Sohn, Mutter. Sie muss kein Haus bauen, sie hat schon eines. Wenn ich alt bin, bekomme ich Hilfe von ihr. So muss ich keine Pension haben. Das ist bei uns so. Du lebst mit den Kindern weiter.“ [Familie Mirenković I Z 476-486]*

Eine Möglichkeit der Altersversorgung ist die Investition in ein generationsübergreifendes Projekt, das Zukunftsperspektiven für alle daran Beteiligten eröffnet. Im Fall von Familie Mirenković ist das der Bau und die Erhaltung eines Hauses. Zunächst investieren die Eltern in dessen Ausbau und Erhalt, schaffen einen Wohnort für ihre Kinder und bewahren damit gleichzeitig Lebensraum für ihre Eltern. Ihre Kinder müssen nach der Hochzeit kein neues Eigenheim bauen, sondern können bereits Bestehendes übernehmen. Mit der Übernahme verpflichten sie sich jedoch, die Kontinuität dieses Modells zu gewährleisten. Dies bedeutet sowohl, weiter in die Erhaltung des Hauses zu investieren, als auch die Versorgung der darin wohnenden Angehörigen, konkret jene ihrer Eltern, als auch jene ihrer Kinder zu garantieren.

Durch dieses Modell manifestiert sich das Haus als Ort, an dem die Pflicht zur Generationensolidarität realisiert wird. Die zuvor beschriebene Kontinuität von Familie ist dessen Ergebnis, sofern die jeweiligen Nachkommen das Modell weiter aufrechterhalten. Solange keine Alternativen vorhanden sind, ist das sehr wahrscheinlich.

Die Unterstützung zwischen den Generationen beruht auf Gegenseitigkeit. Auch wenn ab einem gewissen Zeitpunkt der älteren Generation mehr Verantwortung zukommt, bleibt die gegenseitige Sorge aufrecht. So erzählt Herr Mirenković:

*„Ja, ihr Vater, ihre Mutter hat auch nur von uns etwas bekommen – ich muss nicht auf die Pension warten. Wenn ich nach Hause gehe und zu Hause etwas mache, weiß sie, ich mache es wie sie. Und sie schickt mir, wenn ich brauche, ein bisserl Geld. Die Familienverbindung ist ein bisserl anders wie bei den Österreichern.“ [Familie Mirenković I Z 494-498]*

#### 1.3.4. Solidarität mit den Nachbarn

Aus der Erzählung von Herrn Mirenković lässt sich schließen, dass es rege Kontakte und gewisse Verbindungen untereinander geben muss. Wie kann sonst erklärt werden, dass er eigenen Angaben zufolge alle Dorfbewohner zumindest dem Namen nach kennt?

*„Es ist ein Dorf mit 200 Häusern. Man kann rechnen 4 Leute pro Haus, das sind 800 Leute. Ich kenne alle Leute im Dorf mit Namen und mit Familiennamen. Bei ihr [gemeint ist seine Frau] ist es ein bisserl größer, 480, 500 Häuser. Sie kennt nicht jeden mit Familiennamen. Aber bei mir, ich kenne jeden Mensch, von Haus zu Haus.“ [Familie Mirenković I Z 533-538]*

Die Verbindung und nachbarschaftliche Solidarität im Dorf zeigt sich unter anderem an der gegenseitigen Bereitschaft, einander bei Aktivitäten wie dem Hausbau zu helfen. Der Vater von Herrn Mirenković konnte wie selbstverständlich noch auf Unterstützung der Nachbarn für seine Vorhaben zurückgreifen.

*„Mein Vater hat das erste Haus mit Hilfe gebaut. Er macht bei ihm, du machst bei ihm und so machen wir für alle, ohne etwas zu kriegen – ein ganzes Haus ausbauen. Material kaufen, die Arbeit kostet nichts. Und so sind wir es gewohnt von unten.“ [Familie Mirenković I Z 1178-1181]*

Die Situation hat sich jedoch verändert, wie aus der Schilderung von Herrn Mirenković hervorgeht.

Im Zuge einer größeren Abwanderungswelle haben sehr viele, vor allem jüngere Bewohner das Dorf verlassen und kehren nur noch einige Male im Jahr jeweils nur für kurze Zeit zurück. Das ist zu wenig Zeit, um ohne dauerhafte Unterstützung größere Bauvorhaben verwirklichen zu können. Diese Situation machte es notwendig, Bauhelfer aus anderen, oftmals weit entfernten Regionen zu engagieren.

*„Aber unten – wir sind alle weg. Dann muss ich fremde Leute bezahlen, die von weit her kommen – 60 km oder so.“ [Familie Mirenković I Z 1190-1191]*

Die geografische Distanz in der Heimat bedeutet gleichzeitig soziale Distanz. Dies führt dazu, dass sich auswärtige Helfer nicht zur unentgeltlichen Hilfeleistung verpflichtet fühlen, da sie nicht in das dörfliche System nachbarschaftlicher Austauschbeziehungen integriert sind. Daher ist es notwendig, sie für ihre Arbeit zu bezahlen. Bedeutsamerweise wird sich das in einem anderen Kontext ändern.

Auch Herr Mirenković hat für den Ausbau seines Hauses auswärtige Helfer zu Hilfe gerufen.

V: „Nein ...“

M: „... die haben wir bezahlt.“

V: „Aber nach unserem Plan. Den musst du immer stellen. Bewilligt war alles. Ich bin gegangen und habe gesagt, dieses Alte sollen sie herunternehmen und bis zur Decke neu machen. Ich habe gezeichnet, wie sie es machen sollten und habe für das Runternehmen vom Alten und Schutt wegräumen bezahlt. Es war viel. Das waren 8 Meter mit Keller, 8 Meter und bis oben zur Decke. Ich habe 150.000 bezahlt. Ohne Material, nur Arbeit.“

M: „Ja, aber mit Essen und allem anderen, also mit Traktor, der den Schutt und alles wegführt.“

V: „Bei uns, wenn du eine Partie zum Arbeiten hast, dann gibst du ihnen zu essen, trinken, alles. Aber ich war nicht zu Haus. Dann hat es mein Schwiegervater mit seiner Partie gemacht. Für mich was das ein bissl billiger. Jetzt kosten gute Maurer bei uns 40 Mark im Tag. Aber bei uns ist die Arbeitszeit lange, 6 Uhr in der Früh bis halb 9 Abend.“ [Familie Mirenković Z 375-397]

Auch wenn nachbarschaftliche Hilfe mangels junger Bewohner im Dorf bei Bauvorhaben kaum mehr praktiziert und teilweise durch bezahlte Arbeit ersetzt wird, so bleibt ihre Bedeutung dennoch erhalten. Aus der Erzählung von Familie Mirenković geht hervor, dass dieses Modell nicht aufgegeben, sondern in den Kontext des Aufnahmelandes übertragen wird und dort unter veränderten Rahmenbedingungen weiter zur Anwendung kommt. Verändert hat sich also weniger das Modell selbst als vielmehr der soziale Raum, in dem die Gemeinschaft es praktiziert.

*„Ich kann nicht für ihn unten irgendwas machen und er für mich. Also muss ich zahlen. Aber wenn ich da jemanden zum Malen brauche, ruft sie den Kollegen und ich brauche nicht zu zahlen. Und ich male selber. Nur das Material kaufe ich. Oder als er in seiner Wohnung einen Durchbruch gebraucht hat. So muss er nur Material kaufen und ich mache das.“ [Familie Mirenković I Z 1183-1189]*

### 1.3.5. Temporäre Rekonstruktion der Gemeinschaft im Heimatland

Die Beziehung zur heimatlichen Umgebung bleibt nicht zuletzt aufgrund der Verbundenheit mit dem eigenen Haus weiter bestehen. Zeitpunkte, an denen sich die frühere Dorfgemeinschaft wieder temporär rekonstruiert, sind Festtage und daran angeschlossene Ferien sowie Urlaubsaufenthalte im Sommer. Der Urlaub bietet mehrere Gelegenheiten. Er ist jene Zeit, in der man eigene Verwandte und Freunde treffen kann. So meint etwa die Tochter auf die Frage nach der Ursache für ihre Freude auf einen nahenden Heimaturlaub:

*„Ich warte jetzt darauf, meinen Cousin und alle Freunde wiederzusehen. Ich habe schon viel Familie, aber mit einem, mit dem ich mich super verstehe, das ist mein jüngerer Cousin. Sein Bruder heiratet im Sommer. Die sind wie Brüder für mich, und ich kann kaum erwarten, sie wieder zu sehen. (...) Die sind alle verstreut und ich sehe sie eben nur im Urlaub. Eine Freundin habe ich eineinhalb Jahre nicht gesehen, weil sie gekommen ist, als ich weggefahren bin. Und ich bin gekommen, als sie weggegangen ist.“ [Familie Mirenković I Z 289-307]*

Urlaubsaufenthalte bieten darüber hinaus die Möglichkeit, weitere Bautätigkeiten am Haus vorzunehmen. So erzählte die Tochter, dass die Familie bei ihrem nächsten Heimaturlaub plant, im Haus ihres Bruders eine Art Gästezimmer zu errichten und Renovierungsarbeiten beim Kamin vorzunehmen.

Investiert wird trotz veränderter Lebenssituation in die Instandhaltung und den Ausbau des bestehenden Hauses. Dies ist ein weiteres Indiz dafür, dass der Kontinuität des Hauses ein hoher Stellenwert zukommt.

*„Das Haus ist in zwei nebeneinander liegende Teile gegliedert. Der eine Teil ist zum Wohnen, nur Esszimmer u.s.w., der andere Teil ist der Stall. Unten sind die Kühe und Schweine und oben Heu usw. Das ist eigentlich bei jedem Haus so, dass es ein Ort ist, in dem man leben kann und in dem Platz für das*

*Vieh ist. Diese beiden Teile sind immer getrennt, entweder zusammengeschiebt wie bei uns da oder überhaupt eines ganz links und der andere ganz rechts.“ [Familie Mirenković I Z 271-279]*

Das Haus aufzugeben kommt nicht einmal in Frage, wenn es um die Frage der Annahme der Staatsbürgerschaft geht.

*„Aber wenn man denkt, wieviel meine Eltern, meine Großeltern, vielleicht auch meine Urgroßeltern dafür gearbeitet haben, und ich das jetzt einfach verkaufe und ich eh mein halbes Leben dort verbracht habe – nein. Ich würde es für nichts verkaufen. Also, Staatsbürgerschaft kommt für mich nicht in Frage. (...) Mein Bruder denkt gleich. Also er würde sein Haus auch nicht – also Staatsbürgerschaft nein, bei keinem.“ [Familie Mirenković Z 1851-1858/1937-1939]*

### 1.3.6. Das Haus als Ort für die Rückkehr im Alter und Ort zum Sterben

Wenn das Haus als der zentrale Ort angesehen wird, an dem sich wie erwähnt die Pflicht zur Generationensolidarität manifestiert, ist es unverständlich, wenn man im Alter alleine bleiben möchte. Ähnlich wie Familie Shalinović bringt Herr Mirenković deshalb sein Unverständnis für das Verhalten einer ihm bekannten Person zum Ausdruck, die mit den eigenen Kindern nichts mehr zu tun haben wollte.

*„Er ist alleine zu Hause, der Alte, er will nicht, dass die Kinder zu Hause sind. Ich sage: Der ist deppert. Für was habe ich das Haus gemacht? Um alleine dort zu leben, ohne Kinder, ohne Onkel oder so? Nein!“ [Familie Mirenković Z 2188-2190]*

Für die Familie war es deshalb selbstverständlich, dass die Eltern von Herrn Mirenković auch im Alter im Haus bleiben konnten. Um Unterstützung für die Hausarbeit während des Aufenthalts von Familie Mirenković in Österreich sicherstellen zu können, wurde nach dem Tod des Vaters einem Arbeitsmigranten aus Rumänien die Möglichkeit geboten, für Hilfsdienste ohne Bezahlung bei der Mutter wohnen zu können.

*„Ja, ich habe bei mir zu Hause einen jungen Rumänen (...). Er hat ein Zimmer bei uns und schläft dort, zahlt nicht, aber er hilft ein bisschen Holz schlagen und schneiden und so (...). Sie ist froh, wenn sie mit jemandem sprechen und gemeinsam fernsehen kann, also jemanden hat. Sie ist auch schon eine alte Frau, ein bisschen krank und hat Schwierigkeiten. Aber er ist bei uns – ich glaube vier Jahre jetzt.“ [Familie Mirenković Z 2349-2362]*

Darüber hinaus war es für den Vater eine Selbstverständlichkeit, zu Hause zu sterben. Er wurde dort einen Tag lang aufgebahrt und am nächsten Tag im Hof begraben. Eine enge Verbindung mit dem Haus blieb auch so über den Tod hinaus erhalten.

## 1.4. Familie Milidić

### 1.4.1. Familienhintergrund

Familie Milidić lebte vor der Migration Anfang der 90er Jahre in einer kleinen Stadt in Zentralserbien. Herr und Frau Milidić hatten sich während des Studiums kennen gelernt und im Anschluss daran geheiratet. Nach Ende des Studiums zogen sie in den Heimatort des Mannes. Herr Milidić begann dort als Maschinenbauer in einer Firma zu arbeiten, während seine Frau als Beamtin im Staatsdienst tätig war. Mitte der 80er Jahre kam ihre Tochter zur Welt.

Im Unterschied zu anderen Familien wurden sie weder durch ökonomische Überlegungen veranlasst oder aufgrund unmittelbarer Kriegsereignisse gezwungen, ihre Heimat zu verlassen, sondern entschlossen

sich aus politischen Erwägungen, nach Österreich zu ziehen. Herr Milidić beschreibt die eigene Situation, die zur Migration führte, folgendermaßen:

*„Wir sind nicht als junge Leute, wie die Mehrheit mit 20 Jahren nach Österreich gezogen, sondern mit 30 Jahren schon als reifere Leute gekommen. Wir sind nicht ‚mit dem Bauch nach Brot‘ gekommen, sondern wir hatten auch unten eine Existenz. Wir kamen vielleicht wegen anderer Sachen, weil wir vielleicht keine Zukunft sahen, vielleicht lag dieser Krieg auch in der Luft, es roch richtig alles nach Krieg, nach Verderben, nach Unglück.“ [Familie Milidić II Z 43-51].*

Herr und Frau Milidić, als Akademiker am politischen Geschehen, insbesondere an den Aktivitäten der sich Ende der 80er Jahre neu etablierenden Oppositionsparteien interessiert, bekamen erste repressive Tendenzen eines sich gegen demokratische Entwicklungen wehrenden Regimes zu spüren. So wurde Frau Milidić aufgefordert, den Besuch politischer Veranstaltungen zu unterlassen, da dies nach Ansicht der Behörden mit ihrer pädagogischen Funktion als Lehrerin nicht vereinbar wäre. Ihr Mann, der sich auch in der Firma politisch zu betätigen begann, wurde zwar nicht entlassen, aber seines Postens enthoben und zum Hilfsarbeiter degradiert.

Verwandschaftliche Verbindungen nach Österreich – ein Onkel von Frau Milidić lebte bereits jahrelang in Österreich – förderten daraufhin den Entschluss, das Heimatland bald zu verlassen. Ursprünglich planten Herr und Frau Milidić nach Kanada oder Australien auszuwandern, ließen den Gedanken aber wieder fallen. Zu weit weg von der Heimat und auch unsicher erschien ihnen die Perspektive, in Übersee zu bleiben.

In Österreich lebten sie zunächst in einer Wohnung, die in ein Fabriksgebäude integriert war, das dem Onkel von Frau Milidić gehörte. Anfangs hatten sie große Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden, da sie kaum Kontakte zu Österreichern fanden und nur mit Freunden des Onkels zusammen waren, die vorwiegend einer anderen Schicht angehörten und selbst kaum in näherem Kontakt zu Österreichern standen. Noch dazu betrachteten diese ihre Motive für die Migration und ihr Bedürfnis, intellektuellen Anschluss in Österreich zu suchen, mit Unverständnis. Erst nach einiger Zeit und mit viel Mühe gelang es ihnen, ihre existenziellen Bedingungen zu verbessern, Arbeit und eine eigene Wohnung zu finden.

Trotz ihrer kritischen Haltung der politischen Führungselite und Situation gegenüber blieb eine starke emotionale Bindung zum Heimatland aufrecht. Diese zeigt sich im Unterschied zu anderen bisher beschriebenen Familien weniger in einer starken Verbindung mit einem bestimmten Ort oder Haus, sondern vielmehr im Unterschied zu anderen bisher beschriebenen Familien mit nicht unbedingt an das Haus geknüpften Verbindungen zu Verwandten und Freunden. Dem Wohnen in der Heimat werden daher andere Werte zugeschrieben, auch wenn es durchaus Gemeinsamkeiten mit anderen Familien gibt.

#### 1.4.2. Gemeinsames Wohnen in der Heimat

Nach der Rückkehr vom Studienort in die Heimatstadt des Mannes lebte Familie Milidić gemeinsam mit dem Bruder von Herrn Milidić und dessen Familie im Haus seiner Eltern. Diese hatten vor der Rückkehr des Sohnes ihren Wohnort verlassen und waren in den Geburtsort seines Vaters im Süden Serbiens zurückgekehrt. Der Vater hatte schon lange geplant, nach seiner Pensionierung wieder dorthin zu ziehen.

*„Als er pensioniert wurde, als er Pensionist wurde (...) seitdem haben wir zwei Hektar Land. Dort hat mein Vater ein Haus gebaut und dort leben sie jetzt. (...) Das heißt, mein Vater ist faktisch aus dem Haus gezogen, damit wir dort leben konnten. Damit wir nicht als Untermieter leben mussten. Du weißt, dass das bei uns nicht die Regel war, jeder hatte etwas, das ihm selbst gehörte. Entweder ein Haus oder eine Wohnung, selten, dass jemand Untermieter war wie hier.“ [Familie Milidić II Z 285-295]*

Als Polizist war der Vater von Herrn Milidić, wie damals noch üblich, mehrmals versetzt worden. So lebte die Familie bis zum fünfzehnten Lebensjahr von Herrn Milidić in Kroatien, bevor sie nach Zentralserbien zog.

Der Entschluss von Familie Milidić, in das Haus der Eltern zurückzukehren, entstand weniger aus dem Bedürfnis, unbedingt mit Angehörigen der eigenen Familie zusammenleben zu wollen, sondern vielmehr aufgrund finanzieller Umstände. Eine gute Beziehung zu seinem Bruder erleichterte die Situation.

So erzählte Herr Milidić:

*„Wir lebten gemeinsam in einem Haus. Ich und mein Bruder, seine zwei Kinder und meine Familie, weil mein Bruder keine Wohnung von der Firma bekommen konnte, auch wir konnten keine Wohnung bekommen, wir haben um einen Kredit angesucht, wir wollten etwas bauen, kaufen, aber es gab Probleme wegen dieser Kredite, du weißt, wie das bei uns war, jeder gab seinem Freund einen Kredit, über ‚Freunderlwirtschaft‘ konnte man ihn bekommen, sodass wir nichts allein bauen konnten. So lebten wir in diesem Haus, das nicht gerade für zwei Familien war, aber wir verstanden uns, wir waren ja Brüder, alles teilten wir, da ist auch Platz für fünf Personen, wenn man muss, stimmt’s? So lebten wir gemeinsam (...) einige Jahre.“ [Familie Milidić II Z 122-135]*

Das Zusammenleben mit dem Bruder ihres Mannes und dessen Frau wurde aus der Sicht von Frau Milidić auch dadurch erleichtert, dass sie ihre spätere Schwägerin bereits während ihrer Studienzeit kennen gelernt und mit ihr ein Zimmer in einem Studentenheim geteilt hatte. Eine gemeinsame Verbindung zueinander ergab sich somit nicht nur infolge der Heirat mit ihrem Mann.

*„Und wir waren auch Freunde. (...) Das heißt, als wir zusammen in einem Haus gelebt haben, war das nur die Verlängerung unserer Studienzeit.“ [Familie Milidić I Z 668-671]*

#### 1.4.3. Solidargemeinschaft mit Freunden und Verwandten

Freunde wurden für Familie Milidić zu den wichtigsten Bezugspersonen, unter anderem auch deshalb, weil bis auf seinen Bruder keine Verwandten am selben Ort lebten.

*„Immer kamen Freunde zu uns, am Abend grillten wir, man trank, plauderte miteinander, sodass unser Haus immer voll war. Da waren meine Freunde aus der Hauptschule, Kollegen, die Freunde meines Bruders, er hat hier auch die Schule abgeschlossen, Nachbarn. Verwandte hatten wir keine, weil unsere Familie unten in Nis ist, aber viele Freunde.“ [Familie Milidić II Z 378-382]*

Doch nicht nur die geografische Entfernung zu den eigenen Verwandten bzw. die räumliche Nähe zu den Freunden erklärt, weshalb diese zu zentralen Bezugspersonen wurden. Vielmehr ging die räumliche Nähe auch einher mit einer geistigen Nähe zu den Freunden, die sich aufgrund ähnlicher Ausbildungen ergab und zu gemeinsamen Interessen führte. Betrachtet man den von Familie Milidić in ihren Erzählungen erwähnten Freundeskreis, so zeigt sich, dass er hauptsächlich aus Personen bestand, die sich während der Ausbildung kennen gelernt hatten.

Zwischen den Freunden entwickelte sich eine Verbindung, die in anderen Familien aus ländlichen Regionen oftmals nur zwischen Familienangehörigen, Verwandten und Nachbarn entstehen konnte.

Bedeutet dies, dass für Familie Milidić der Stellenwert von Verwandtschaft zugunsten von Freundschaft abgenommen hat, Verwandte an Bedeutung für Familie Milidić verloren haben?

Im Gegenteil: Eine intensive Verbundenheit mit den Verwandten bleibt trotz der räumlichen Entfernung neben der engen Beziehung zu Freunden bestehen. Verwandte werden interessanterweise sogar als Freunde bezeichnet, wenn es darum geht, die Beziehung zu ihnen im Vergleich mit den von Herrn und Frau Milidić hier beobachteten Verwandtschaftsbeziehungen von Österreichern zu charakterisieren.

*Herr Milidić: „Es ist ganz normal, dass sie miteinander befreundet sind. (...). Sie sind Freunde, helfen einander ... in guten wie in schlechten Zeiten ... und wenn etwas Schönes passiert, sind alle da. Sie kommen, auch wenn es schwierig für dich ist, bei einem Todesfall wenn jemand verunglückt, sind sie trotzdem*

*da, um zu helfen oder dich zu trösten (...).“*

*Frau Milidić: „Natürlich ist nicht alles ideal in dieser Freundschaft, aber egal, sie sind da. Du kannst schließlich und endlich mit jemanden streiten. (...)*

*Herr Milidić: „Freud und Leid teilen sie mit dir.“ [Familie Milidić II Z 1014-1027].*

Unterschiede sehen sie vor allem in der Beziehung zwischen den Generationen, die ihrer Erfahrung nach durch eine engere und beständigere Verbindung charakterisiert ist. Diese zeigt sich unter anderem in der Einstellung über das gemeinsame Wohnen und den Verbleib im Elternhaus. So meint Herr Milidić zu dieser Frage:

*„Aber auch hier sehe ich, dass die Älteren, dass sich die Kinder von den Eltern trennen. Sobald sie die Lehre oder Schule beenden, ziehen sie sofort in eine andere Wohnung, leben ihr eigenes Leben. Unten bei uns, bei Gott, leben sie bei Mama und Papa, bis sie sich etwas fundiert haben. Entweder helfen ihnen die Eltern materiell oder auf jede Art und Weise, damit sie so schnell wie möglich eine Wohnung kaufen oder ein Haus bauen oder etwas machen. Sie geben ihnen sogar etwas von ihrer Pension oder von ihrem Gehalt. Hier, Kinder, das ist für euch! Sie beschützen ihre Kinder, halten sie an der Hand, die Kinder kommen gleich zu Oma und Opa. Hier ist es etwas anders. Vielleicht liegt das auch in der anderen Art zu leben.“ [Familie Milidić II Z 256-266]*

Bezogen auf seine eigene Familie erzählt er, dass seine Eltern ihn und seinen Bruder während ihrer Studienzeit unterstützt haben. Genauso selbstverständlich war es, nicht in einem Studentenheim oder einer Mietwohnung, sondern bei Verwandten zu wohnen.

*„Wir wohnten bei einem Bruder Cousin, der Sohn meiner Tante, der nichts, sagen wir, für die Wohnung verlangt hat. Er hatte ein großes Haus, eine Villa. Er selbst war auch Student.“ [Familie Milidić II Z 272-275]*

Dafür ist es selbstverständlich, mit den Eltern in Kontakt zu bleiben und sie im Alter zu versorgen. Sie alleine zu lassen wie Herr und Frau Milidić hier in Österreich beobachtet haben, scheint für sie ähnlich unvorstellbar wie für die anderen bisher beschriebenen Familien.

*„Das ist sehr selten. Wenn das passiert, bleiben diese Menschen ein Leben lang dadurch gezeichnet, wenn sie ihre Eltern nicht besuchen, wenn sie nicht bei ihnen sind. Das passiert sehr selten. (...) Die Eltern allein zu lassen ist fürchterlich. Das ist bei ihnen schon ganz natürlich.“ [Familie Milidić II Z 1004-1008]*

#### **1.4.4. Religion und Haus – die Slava**

Besondere Bedeutung kommt dem Haus bei der traditionellen Feier des Hauspatronsfestes zu, die für viele in ihrer Heimatregion insbesondere vor der Zeit des Kommunismus einen zentralen Stellenwert eingenommen hat und jetzt wieder an Bedeutung gewinnt.

Das Hauspatronsfest, die Slava, ist traditionell gesehen für viele Familien in Serbien die bedeutsamste religiöse Feier im Jahresablauf und damit noch wichtiger als die großen christlichen Hochfeste wie Weihnachten und Ostern. Früher begingen nicht ausschließlich Serben, sondern auch manche Familien in Kroatien, Montenegro, im Kosovo und Albanien, Makedonien und Rumänien dieses Fest. Das traditionelle Verbreitungsgebiet des Hauspatronsfestes reichte von Nordgriechenland im Süden bis in die serbisch besiedelten Gebiete Kroatiens im Norden und von der adriatischen Küste bis nach Slawonien und Westbulgarien.

Traditionell ist dieses Fest eng an die Hausgemeinschaft gebunden. Im Unterschied zu anderen religiösen Feierlichkeiten wird diese nicht an einem für alle verbindlichen Termin begangen, sondern jede Hausgemeinschaft feiert das Fest am Gedenktag jenes Heiligen, den sie als Schutzpatron ihres Hauses verehrt.

In der Familie von Herrn Milidić zeigte sich die enge Verbindung der Slava mit dem Haus darin, dass sie dieses Fest besonders während ihrer Aufenthalte im Heimatort seines Vaters beging.

An ihrem Wohnort in Kroatien feierten sie es kaum.

*„Und dann, wenn die Slava war, haben wir nie etwas Großes daraus gemacht. Wir waren ja weit weg (...) von unserer Familie gab es niemanden dort. Aber wenn wir unten waren, am Land, dann hat unsere ganze Familie gefeiert. Schwestern, Brüder, Tanten, Omas ... die älteren Leute haben immer gefeiert.“ [Familie Milidić II Z 579-583]*

Höhepunkte einer traditionellen Feier waren ein gemeinsames Mahl zur Ehre Gottes und des Heiligen – verbunden mit Gebeten für die Gesundheit der Familie und Verwandtschaft – und das Entzünden der sogenannten Slava-Kerze im Andenken an die Toten der Familie, die durch diesen Ritus wieder präsent gemacht wurden. Früher las in manchen Gegenden der Hausherr ein schriftliches Verzeichnis der Vorfahren zu diesem Anlass vor. In der Hauspatronsverehrung wurde traditionell ein patrilineares, das heißt ein in männlicher Linie gedachtes Abstammungsdenkmal zum Ausdruck gebracht. Wer keine männlichen Nachkommen hatte, dessen konnte auch nach seinem Tod nicht rituell gedacht werden.

In ihrer Jugendzeit wurden nach den Erzählungen von Herrn und Frau Milidić die mit der Slava verbundenen Bedeutungen und Inhalte kaum weitervermittelt, zu religionsfeindlich war das Klima in der Gesellschaft, vor allem in den Städten. Nach den Schilderungen von Herrn Milidić gab es offensichtlich starke Unterschiede zwischen ländlichen und städtischen Regionen. Während man in den Städten das Fest eher ganz bescheiden im engsten Kreis der Familie beging, behielt es in den ländlichen Regionen seinen hohen Stellenwert.

*„Meine Mutter hat immer ein Mittagessen gemacht für den Haussegen ... sodass sie diesen Tag festhielt. Damit man weiß, dass heute die Slava ist. Aber es war nie etwas Großartiges. Es kamen nicht so viele Leute, und so, wie jetzt. Du lädst etwa 10-20 Personen ein. Diesen Tag hielt sie immer fest. Bescheiden. Wie es ihr eben möglich war. Aber die älteren Leute haben alle gefeiert. Vor allem auf dem Land. Dort haben alle die Slava gefeiert. Die Omas, Opas, Onkel ... sie hat das alles nicht berührt. Sie lebten weit weg von der Stadt, eben am Land, und sie lebten in ihrem Kummer. Das hat sie nicht so berührt. Sie hatten keinen Bezug zur Stadt und mussten sich auch nie anpassen. Sie hatten auch keinen Grund, zu sagen: der feiert, der nicht.“ [Familie Milidić II Z 584-595]*

In ihrer Kindheit hatten Herr und Frau Milidić kaum Bezug zur Religion gewonnen, was damit zusammenhing, dass von staatlicher Seite versucht wurde, traditionelle Feierlichkeiten zurückzudrängen. Nur einige mutige Leute hätten sich getraut, religiöse Feierlichkeiten zu begehen. So erzählt Frau Milidić:

*„Als ich 30 Jahre alt war, bin ich zum ersten Mal in die Kirche gegangen (...). Das war nicht nur ich, sondern alle meine Freunde, mein Mann auch, Schülerkolleginnen und -kollegen. Das war einfach so, das war verboten. Aber es war nicht so drastisch verboten. Ich glaube, die Leute haben sich gefürchtet, und sie haben gesagt: ‚Na ja, es ist besser nicht zu feiern, es ist besser, nicht in die Kirche zu gehen.‘“ [Familie Milidić I Z 857-864].*

Dementsprechend wenig konnten Herr und Frau Milidić mit der Bedeutung und den Inhalten des Slava-Festes anfangen. Die Familie von Herrn Milidić beging das Fest nur im engsten Familienkreis, während es die Familie von Frau Milidić überhaupt nicht feierte.

Später hat sich die Einstellung zur Religion geändert, wie aus der Erzählung von Frau Milidić hervorgeht:

*„Und jetzt – was ist jetzt, heutzutage? Wir versuchen, unseren Glauben zu finden, aber es ist schwierig. Warum? Weil in der Kindheit habe ich das nicht gehabt. Es ist irgendwie so ... das muss ich erst als Neues lernen, und ich will das lernen. Nicht weil ich ganz religiös sein will – verstehen Sie mich, was ich meine? –, sondern zu lernen, weil Tradition eine gute Sache ist. Ein Land, ein Mann ohne Tradition, ohne Geschichte – was ist denn das?“ [Familie Milidić I Z 868-875]*

Dies hat auch dazu geführt, das Slava-Fest wieder zu feiern. Besonders in Wien gewann es für die Familie an Stellenwert:

*„Als wir geheiratet haben, haben wir gesagt – vielleicht nach ein paar Jahren, ich kann nicht genau sagen –, aber dann haben wir gesagt: ‚Na ja, wir sind jetzt eine Familie.‘ Und normalerweise übernimmt man bei uns vom Mann, nicht von meinen Eltern, sondern von seinen Eltern, das Fest, Slava. Und wir haben begonnen, das zu feiern. Besonders hier in Wien haben wir versucht, das so irgendwie festlich zu organisieren.“ [Familie Milidić I Z 909-914]*

Wie begeht die Familie nun das Fest, nachdem sie kaum auf Erinnerungen zurückgreifen kann? Frau Milidić erzählt Näheres über den Hintergrund der Feierlichkeiten:

*„Es ist immer so, dass Kerzen – aber nicht diese bunten, sondern es gibt so Wachs – und das ist – und ich mache normalerweise so ein Brot, aber so (...) verziert, mit irgendwelchen mit Weizen, in Form von Weizen. (...) Und ich bereite immer – wie sagt man das, das Bioprodukt? Weizen, aber im Kern: das kocht man, und bereitet es dann mit Nüssen, das ist eigentlich das Fest. So Kerzen, das Brot und Weizen. Und roter Wein, freilich. Roter Wein, das muss man wegen der (...) Bibelgeschichte. Und freilich kann man auch noch etwas vorbereiten. Normalerweise bereite ich sehr viel vor, weil ich liebe es, zu kochen, und ich liebe es, Gäste zu haben. An unserem Fest muss man fasten, d. h. mit Fisch – kein Fleisch – an dem Tag und Kuchen ohne Eier, ohne Milch, ohne Käse ... so bereite ich alles Mögliche vor.“ [Familie Milidić I Z 919-928]*

Wie aus der folgenden Passage hervorgeht, feiert die Familie nicht nur mit den unmittelbaren Angehörigen, sondern auch Freunde werden dazu eingeladen. Im Vordergrund steht für sie weniger der religiöse als der kulturelle Aspekt des Festes:

*„Normalerweise kommt der beste Freund von meinem Mann, und mein Mann und er, sie teilen, sie schneiden das Brot, und – leider, wie gesagt kennen wir nicht alle diese Protokolle, ja, aber wir versuchen das ... Weil erstens ist das schön, zweitens ist das schön, dass es meine Tochter sieht, dann kann sie das weitermachen. Weil ich nehme an, das sind sehr gute kulturelle Eigenschaften. Man muss nicht unbedingt sagen, das ist ein religiöses Fest, obwohl es das ist, aber ich sage nur, wir – leider oder Gott sei Dank, ich weiß es nicht – wir versuchen nicht, das so ganz konservativ und orthodox zu machen, sondern so ... mehr auf dieser kulturellen Ebene, würde ich sagen.“ [Familie Milidić I Z 928-938]*

Den kulturellen Aspekt der Slava hervorzuheben bedeutet für Familie Milidić gleichzeitig, sich vom religiösen Charakter des Festes abzugrenzen. Dies hat seinen Grund darin, dass für sie religiöse Aktivitäten in Zusammenhang mit der im Land weit verbreiteten nationalistischen Aufbruchstimmung stehen. In folgender Passage wird das besonders deutlich.

*„Es gibt so diese ... ich sage neu komponierten orthodoxen Serben: Sie versuchen nicht nur traditionell zu sein, sondern auch religiös, obwohl sie nichts mit Gott zu tun haben. Und dann singen sie sehr laut, sie schreien, und sie nehmen an, das ist ein Fest. Das ist leider so. Ich meine, es gibt solche Leute, aber sie versuchen sich jetzt als große Serben zu präsentieren.“ [Familie Milidić I Z 946-951]*

Das Verhältnis zur Religion bleibt aus diesem Grund vorsichtig distanziert. Es ist dennoch bedeutsam, weil die Religion einen Anschluss an die Tradition ermöglicht, die während der Zeit des Kommunismus unterdrückt wurde.

*„Wir sind nicht orthodox religiös. Aber wir respektieren auf unsere Art und Weise unsere Religion. Wir sind keine religiösen Fanatiker. Wir gehen an größeren Feiertagen in die Kirche, wenn wir Zeit haben, zünden wir eine Kerze an, für die Seele ... Du weißt, wie man das macht ... ein wenig hören wir uns die Messe an, aber wir gehen nicht regelmäßig. Es ist mir wichtig, denn das ist ein Teil von mir, meines Blutes, meines Geschlechts ... wenn meine Ahnen es schon gefeiert haben ... warum sollte ich das nicht feiern?“ [Herr Milidić Z 479-486]*

## 1.5. Zusammenfassender Vergleich zwischen den Familien

### 1.5.1. Haus als Lebensgrundlage versus Wohnung als Ort für Intimität

Große Unterschiede zwischen den und manchmal sogar innerhalb der vier beschriebenen Familien zeigen sich vor allem in der Bindung an ein konkretes Haus und die daran geknüpften symbolischen Bewertungen desselben.

Für die Familien Shalinović und Mirenković sowie die Herkunftsfamilie von Herrn Nedinca hatte die örtliche Bindung an ein bestimmtes Haus eine besondere Bedeutung. Sie lebten alle in ländlich geprägten Regionen des ehemaligen Jugoslawien. Für sie war das Haus über mehr als eine Generation hinweg zentraler Ort, an dem und um den herum das gemeinsame Leben organisiert und die Familie auch ihre Lebensgrundlage sicherstellen konnte. Das Haus erfüllte eine Reihe von Funktionen, gleichzeitig wurde diesem eine Vielzahl von Bedeutungen zugeschrieben. Für Familie Shalinović etwa bot, wie gezeigt, der Besitz von Haus und Grund wichtige Voraussetzungen, um die eigene Versorgung mit Grundnahrungsmitteln gewährleisten zu können. Im Fall der Familie von Herrn Nedinca kam dem Haus ein wesentlicher Stellenwert als gemeinsamer Arbeitsort der Familie zu. Darüber hinaus war das Haus auch ein Ort, an dem die Familie mit Verwandten und Nachbarn feierte und die Kommunikationsgemeinschaft mit diesen pflegte. Die gemeinsame Verbindung zueinander konnte auch rituell wie im Fall von Familie Shalinović zum Ausdruck gebracht werden, indem man geschlachtetes Vieh an die Nachbarn verschenkte. Hohen symbolischen Wert erlangte ein konkretes Haus schließlich auch als Ort für den Vollzug von Übergangsriten wie etwa Geburt, Hochzeit oder Tod. Für die Familie von Herrn Mirenković etwa war es selbstverständlich, dass der Vater zu Hause starb, die damit verbundenen rituellen Gedenkfeiern dort stattfanden und er schließlich auch am eigenen Hof begraben wurde.

Familie Milidić und Frau Nedinca hingegen sind weniger mit einem bestimmten Haus an einem bestimmten Ort als mit einem ortsunabhängigen Netzwerk von Verwandten und Freunden verbunden. Gemeinsam ist ihnen ein städtisch und akademisch geprägter Lebenshintergrund. Für sie hat ein konkretes Haus nicht dieselbe symbolische Bedeutung wie für die anderen hier beschriebenen Familien. Dies hängt damit zusammen, dass an ihrem Wohnort nicht dieselbe Vielzahl von unterschiedlichen Funktionen vereint wird. Das Haus dient neben seiner Funktion als Wohnort nicht gleichzeitig auch noch als Arbeitsort oder als Grundlage für die Versorgung mit essenziellen Lebensgütern. Das Haus verliert somit seine Bedeutung als zentraler Ort, an dem Aufgaben zur Sicherung der Lebensexistenz verrichtet werden.

Dies heißt jedoch nicht, dass mit ihrem Wohnort keine symbolischen Bedeutungen verbunden sind. Diese haben allerdings einen gänzlich anderen Charakter.

Dadurch, dass Familienmitglieder einer Erwerbsarbeit zur Sicherung der Existenz außerhalb des Wohnortes nachgingen und die Familie nicht mehr gemeinsam Arbeiten zur Sicherung der Existenz verrichtete, wurde auch die Wohnung zu einem Ort, an dem Familienmitglieder stärker individuellen Bedürfnissen nach Erholung und Ausgleich nachgehen konnten. Erst durch die Auflösung der gemeinschaftlichen Arbeit und

die Individualisierung der Erwerbsarbeit wurde Wohnen als intime Häuslichkeit überhaupt erlebbar. Das heißt: Gleichzeitig mit der Veränderung der Funktion des Wohnortes verändert sich auch die symbolische Bedeutung des Wohnens. Das Haus entwickelt sich zu einem Rückzugsort, an dem so etwas wie ein Gefühl der intimen Häuslichkeit entstehen kann. Mit der Intimisierung geht auch eine gewisse Abschließung nach außen einher. Dies zeigt sich etwa bei Familie Milidić darin, dass im Unterschied zu anderen Familien Nachbarn kaum erwähnt werden und offensichtlich auch nicht dieselbe Rolle spielen wie etwa bei Familie Shalinović oder Mirenković. An die Stelle der durch räumliche Nähe bedingten Kontakte tritt ein ortsunabhängiges Netzwerk von Freunden und Verwandten. Für die Intensität des Kontaktes zu diesen ist weniger die räumliche Nähe als die Qualität der Beziehung von Bedeutung.

Zusammengefasst lässt sich feststellen, dass das Haus in ländlichen Milieus im Unterschied zur Wohnung oder dem Haus in der Stadt eine Vielzahl unterschiedlichster Funktionen und daran geknüpfter Bedeutungen bewahrt. Die städtische Wohnung hingegen gewinnt dafür eine neue Bedeutung. Sie wird zu einem Ort, an dem intime Häuslichkeit möglich wird. In zwei der hier betrachteten Familien, konkret bei Familie Nedinca und Milidić, lässt sich eine gewisse Tendenz zur Intimisierung des Wohnraums feststellen. Beide haben einen akademisch geprägten Lebenshintergrund. Diese Tendenz zur Intimisierung geht allerdings mit einer Abschließung nach außen einher. Nicht mehr so sehr die räumliche, sondern vielmehr die persönliche Nähe, die etwa durch geteilte Interessen oder Weltanschauungen entstehen konnte, entscheidet darüber, welche Kontakte und Beziehungen geknüpft und aufrechterhalten werden.

### 1.5.2. Haus und die Ablöse der Generationen

In allen vier beschriebenen Familien lassen sich Hinweise dafür finden, dass die Eheleute, insbesondere die Männer, auch nach einer Hochzeit mit ihren Eltern verbunden blieben, indem sie entweder zumindest eine Zeit lang im Haus der Eltern wohnten wie etwa die Familien Shalinović, Nedinca und Milidić oder das Haus der Eltern übernahmen wie Familie Mirenković. Für keine der Familien war die Hochzeit ein unmittelbarer Anlass, das Haus der Eltern sofort zu verlassen und einen eigenen Hausstand zu gründen. Alle vier Familien stellten in ihren Erzählungen fest, dass es für ihre Eltern eine Selbstverständlichkeit sei, auch nach der Hochzeit weiter für sie Sorge zu tragen. In diesem Zusammenhang bemerkten einige explizite Unterschiede zwischen ihrer Tradition und dem von ihnen bei Österreichern beobachteten Umgang der Generationen miteinander. Charakteristisch in diesem Zusammenhang ist etwa die Aussage von Herrn Shalinović, dass die Sorge zwischen Eltern und Kindern in seinem Heimatland eine größere Rolle spielt als er in Österreich beobachten konnte. Die Sorge seiner Eltern hätte nicht plötzlich mit der Hochzeit geendet. Diese und ähnliche Einschätzungen sind Hinweise für einen anderen Umgang in der Frage der Ablöse von zu Hause und auch der Solidarität zwischen den Generationen.

Eine mögliche Erklärung für diese Beobachtungen seitens der Familie liegt möglicherweise unter anderem in einer unterschiedlichen Tradition der Generationenablöse. Aus sozialhistorischer Perspektive betrachtet war es hier vielfach auch in ländlichen Gebieten schon seit Jahrhunderten üblich, dass ein verheiratetes Paar nach einer Hochzeit selbst die Verantwortung für die Gründung eines Haushaltes übernahm und sich in der Regel ein neues Zuhause aufbaute. In vielen Regionen des ehemaligen Jugoslawien hingegen war das bis in die jüngste Vergangenheit nicht der Fall, in manchen Regionen ist es auch heute noch nicht üblich. Eine Hochzeit ist dieser Tradition zufolge auch kein Anlass für eine Ablöse von zu Hause und die Neugründung eines eigenen Hausstandes. Nicht selten lebte ein jung verheiratetes Paar mit den Eltern des Mannes und auch mit anderen Verwandten unter einem Dach zusammen. Später übernahm die jüngere Generation das Haus von den Älteren, das heißt das Haus wurde zum Symbol für eine Generationen übergreifende Kontinuität von Familie. Im Fall von Familie Mirenković ist das besonders deutlich geworden.

Eine über die Kindheit und Jugendzeit andauernde Sorge der Eltern für ihre Nachkommen lässt sich möglicherweise auch aus deren Erwartungshaltung erklären, von den Kindern im Alter versorgt zu werden, wie im Fall von Familie Shalinović und Mirenković. Dahinter steht ein Abkommen zwischen den Generationen, das

typisch für jene meist ländlichen Regionen im ehemaligen Jugoslawien ist, in denen öffentliche Institutionen historisch betrachtet erst sehr spät entwickelt wurden, nach wie vor schwach ausgebildet sind und daher wenig Sicherheit bieten. Ohne öffentliche Unterstützung wie etwa durch ein staatliches Pensionssystem oder Möglichkeiten außerhäuslicher Altenbetreuung entwickelten Familien andere Modelle, um die Versorgung der älteren Angehörigen sicherstellen zu können. In einem solchen Modell der innerfamiliären und intergenerationalen Altersversorgung kann dem Haus eine wichtige symbolhafte Bedeutung zukommen. Das Haus manifestiert sich dabei als Ort, an dem die Pflicht zur Generationensolidarität realisiert werden kann.

## 2. Wohnen in Österreich

### Einleitung

Im öffentlichen Bereich erleben die Mitglieder einer Gesellschaft starken Anpassungsdruck, da die äußeren Rahmenbedingungen etwa am Arbeits- und Wohnungsmarkt sowie an der Schule vorgegeben und rechtmäßig festgelegt sind. Diese werden normalerweise zur Kenntnis genommen und akzeptiert.

Der Privatbereich wird im Vergleich zum öffentlichen Leben hingegen viel weniger direkt – d.h. durch öffentliche Normen und Gesetze – geregelt. Der Einzelne bzw. familiäre Lebensgemeinschaften haben hier mehr Freiheit, um ihr Leben gemäß ihren Bedürfnissen und Präferenzen zu gestalten. Die eigene Wohnung bzw. das eigene Haus sind zentrale Orte dieses Privatbereichs. Zu Hause werden deshalb jene Verhaltensweisen und Vorstellungen besonders sichtbar, welche die symbolische Welt einer Familie darstellen und ausdrücken.

Weder die Entstehung einer Vielfalt familiärer Lebensformen noch der kulturelle Pluralismus unserer Gesellschaft sind Phänomene, die durch die Einwanderung hervorgerufen wurden. Darüber hinaus ist zu bedenken, dass MigrantInnen<sup>1</sup>, selbst wenn sie aus demselben Land gekommen sind, keine homogene Gruppe bilden und auch keine solche bleiben.<sup>2</sup> Die einzige Gemeinsamkeit, die mittel- oder langfristig in einem anderen Land lebende ZuwanderInnen mit Sicherheit gemeinsam haben, ist die Erfahrung der Migration, d.h. der Wechsel von einem in ein anderes Land. Durch diese Erfahrung werden aber viele Selbstverständlichkeiten (wie etwa die eigene Sprache) unweigerlich in Frage gestellt, auf denen das eigene Leben in der Heimat basierte. Dies wird umso markanter, je mehr sich der Verbleib von einem temporären zu einem dauerhaften Aufenthalt verändert.

Menschen, die ihr Heimatland verlassen und nach Österreich kommen, denken, handeln und fühlen zwar nicht unbedingt anders als ihre neuen österreichischen Nachbarn. Das Gegenteil ist aber ebenfalls möglich, daher die Bedeutung der Kultur, um Integrationsprozessen von ZuwanderInnen in Österreich näher zu kommen. Sich mit kulturellen Faktoren zu beschäftigen, mag auf den ersten Blick problematisch erscheinen, zumal der Zuzug von MigrantInnen sehr oft vorwiegend als negatives, unerwünschtes Phänomen wahrgenommen und eingeschätzt wird.<sup>3</sup> Eine Auseinandersetzung mit den Folgen der Migration, die von den hinter der aktuellen Migrationsdebatte stehenden ökonomischen Rahmenbedingungen und soziopolitischen Interessen absieht, muss sich den Vorwurf der „Ethnisierung“ gefallen lassen.<sup>4</sup> Ein solcher Zugang verortet zwei homogene unabänderbare Fronten: Die Fremden oder Zuwanderer einerseits und die Einheimischen andererseits, wobei gleichzeitig versucht wird, die Gründe für die schlechten Rahmenbedingungen, unter denen MigrantInnen im Vergleich zu ÖsterreicherInnen leben, hauptsächlich auf kulturelle Faktoren zurückzuführen.

Ein anderer Zugang allerdings, der die Situation von MigrantInnen allein anhand sozioökonomischer Faktoren zu erklären versucht, läuft ebenso Gefahr, wichtige Dimensionen zu übersehen, nämlich konkret grundlegende anthropologische Phänomene. Die soziale Realität existiert nicht losgelöst von Deutungen. Menschen produzieren Symbole und interpretieren diese ständig genauso wie ihr Leben und das ihrer Umwelt. Das ist alles andere als ein bloß rationeller Vorgang, da dieser stets mit Gefühlen verbunden ist, insbesondere wenn gravierende Interessen auf dem Spiel stehen, wie etwa auch der Aufbau einer neuen Existenz im Aufnahmeland, die Zukunft der Kinder etc.

Integrationsprozesse von Zuwanderern hängen deshalb nicht nur von sozioökonomischen Rahmenbedingungen ab. Sie sind stets mit konkreten Beziehungen im Aufnahmeland verbunden, nämlich durch Kontakte zu ÖsterreicherInnen und/oder zu anderen MigrantInnen. Prozesse der Integration verlaufen unterschiedlich, je nachdem, wie ZuwanderInnen von der Aufnahmegesellschaft akzeptiert werden und inwieweit sie sich selbst mit dieser identifizieren.

Die kulturelle Dimension des sozialen Lebens entwickelt sich folglich nicht neben und unabhängig von sozioökonomischen und sozialpolitischen Gegebenheiten. Konkrete soziale Strukturen einerseits und kulturellen Vorstellungen sowie Handlungsweisen andererseits bestärken einander. Dies erklärt die Relevanz jener Situationen, in denen es aufgrund unterschiedlicher Verhaltens- und Denkweisen zwischen MigrantInnen

familien und Leuten aus ihrer Umgebung zu Missverständnissen oder sogar offenen Konflikten kommen kann. Diese Spannungen sind besonders ernst, wenn die Betroffenen spüren, dass eigene zentrale Werte in Frage gestellt werden. Um diese Situationen überwinden zu können, ist es notwendig, die unterschiedlichen Sichtweisen kennen und verstehen zu lernen.

## **2.1. Wohnverhältnisse: Die spezifische Situation von Migrantenfamilien am Wohnungsmarkt**

Die Wohnung als Ort, an dem Menschen ein physisches und psychisches Obdach finden und auch miteinander zusammenkommen, ist ein äußerst bedeutsamer Lebensbereich. Sie ist gleichzeitig auch eine Schnittstelle zwischen öffentlichem und privatem Leben. Die konkrete Wohnsituation von Migrantenfamilien hängt einerseits wesentlich von den sozialen, ökonomischen und gesetzmäßigen Rahmenbedingungen ab, unter denen sie leben. Andererseits ist die eigene Wohnung auch ein privater Raum, der als solcher spezifische Gestaltungsfreiheiten ermöglicht.

Familien, die aus Arbeits- oder Sicherheitsgründen nach Österreich kommen, müssen eine Unterkunft finden. Ob es ihnen im Aufnahmeland gelingt, ihr Leben zufriedenstellend zu gestalten, hängt nicht ausschließlich, aber sehr stark von ihren Wohnverhältnissen ab. Diese werden ganz wesentlich durch bestehende Rahmenbedingungen geprägt, auf die Familien reagieren müssen.

Verschiedenen Formen von Integration resultieren aus der Wechselwirkung zwischen den vorgefundenen sozialen Gegebenheiten in Österreich einerseits und dem Handeln der neu Angekommenen andererseits. Aufgrund der zentralen Bedeutung des Wohnens eignet sich dieser Lebensbereich vornehmlich, um dem familiären Leben von Zuwandererfamilien näher zu kommen sowie deren Eingliederung in die österreichische Gesellschaft zu beobachten.

### **2.1.1. Wohnsituation von Zuwandererfamilien seit den 60er Jahren**

Die Wohnverhältnisse von Migrantenfamilien verbessern sich in den letzten Jahren zwar etwas, sie sind jedoch nach wie vor deutlich schlechter als jene von österreichischen Familien.

Ein kurzer historischer Rückblick sowie eine nähere Darstellung der aktuellen Situation werden dies verdeutlichen.

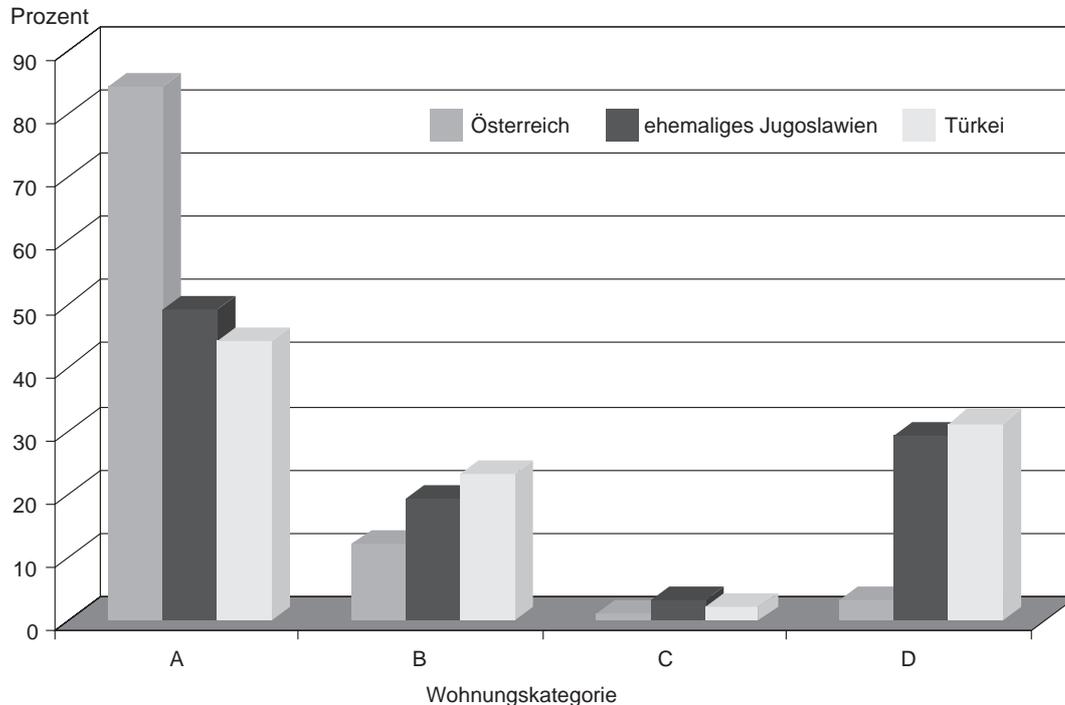
Anfang der 60er Jahre begann man in Österreich, MigrantInnen verstärkt am Arbeitsmarkt zu beschäftigen. Seit diesem Zeitpunkt ist der Anteil von ZuwanderInnen an der Gesamtbevölkerung in Österreich allmählich angewachsen, auch wenn es aus ökonomischen Gründen phasenweise zu einem Rückgang der Migration nach Österreich kam. Fragen der Wohnversorgung und der Wohnungspolitik gewannen in diesem Zusammenhang unweigerlich an Bedeutung.

Mitte der 80er Jahre lebte ein Großteil der Migrantenfamilien in Österreich allerdings nach wie vor in unbefriedigenden Wohnverhältnissen, auch wenn es im Vergleich zur Anfangszeit in den Jahren 1974 bis 1981 bereits zu einer Verbesserung gekommen war.<sup>5</sup> Die triste Situation zeigte sich etwa daran, dass viele in mangelhaft ausgestatteten und feuchten Wohnungen mit wenig Licht sowie mit unzulänglichen Sanitäranlagen lebten, in denen sie nur wenig Platz fanden. Viele machten diskriminierende Erfahrungen bei der Wohnungssuche. Oftmals waren sie gezwungen, für Wohnungen hohe ungesetzliche Ablösen zu zahlen, obwohl ihnen dafür kaum Garantien und meist kein Kündigungsschutz geboten wurden. Insgesamt betrachtet kam es zu einer Konzentration von Zuwandererfamilien in bestimmten Wohnhäusern und Wohngebieten.<sup>6</sup>

Auswertungen des Mikrozensus 1998<sup>7</sup> verdeutlichen, welche Unterschiede zwischen den Wohnverhältnissen von Zuwanderern aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei und jenen von ÖsterreicherInnen bestehen und wie gravierend diese nach wie vor sind. Dies lässt sich an Indikatoren wie etwa der Wohnungsausstattung, den Mietpreisen, dem Baualter von Wohnungen und den Rechtsverhältnissen des Wohnens erkennen. Allerdings ist in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, dass die Daten aus dem Mikrozensus zu einem großen Teil nicht repräsentativ für die ausländische Wohnbevölkerung sind und daher nur einen tendenziellen Überblick vermitteln.

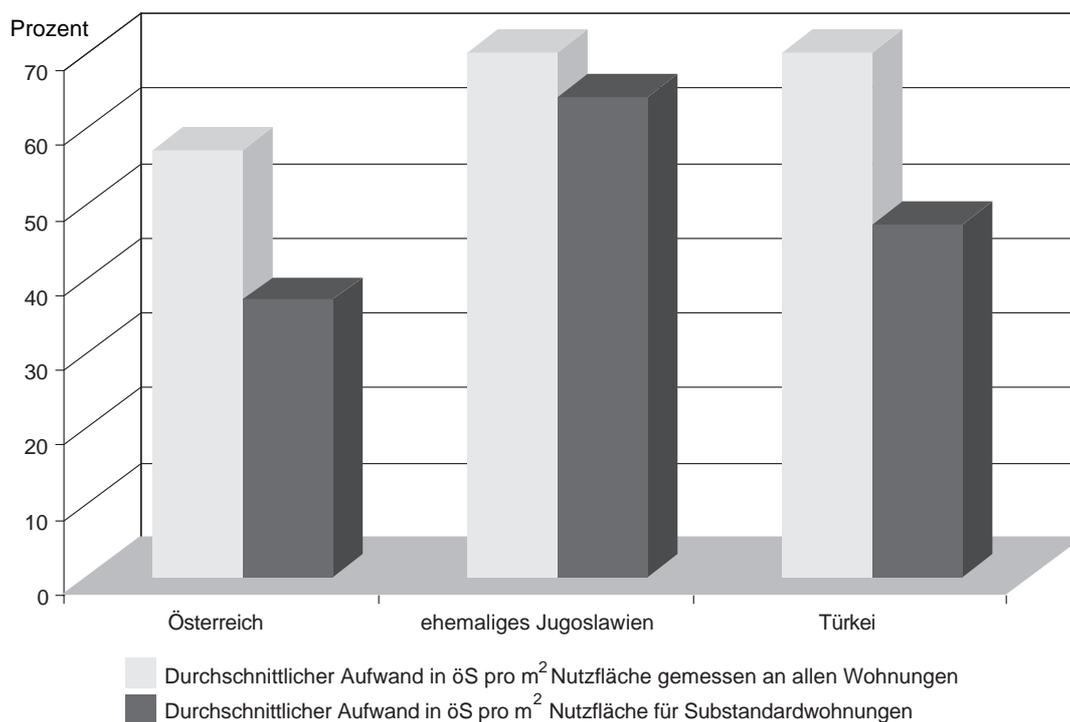
### 2.1.1.1. Wohnausstattung und Mietpreise

Grafik 1: Wohnungen nach Ausstattungskategorie und Staatsbürgerschaft



Quelle: (Hammer 1999: 978)

Nach Berechnungen aus dem Mikrozensus 1998<sup>8</sup> bewohnen knapp 49 Prozent der in Österreich lebenden Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien und 44 Prozent der Personen aus der Türkei Haushalte der Wohnungskategorie A (mit Zentralheizung, Bad und WC), während dieser Anteil bei ÖsterreicherInnen knapp 84 Prozent beträgt. Umgekehrt sind 29 Prozent der jugoslawischen und 31 Prozent der türkischen Haushalte Substandardwohnungen der Kategorie D, in denen es nur Wasser und kein WC gibt (in vielen Wohnungen ist nicht einmal Wasser vorhanden). Bei ÖsterreicherInnen beträgt dieser Anteil nur 3 Prozent. Doch nicht nur die Unterschiede in der Wohnausstattung sind gravierend, sondern auch die Unterschiede der zu bezahlenden Mietkosten, wie folgende Grafik zeigt:

**Grafik 2: Durchschnittlicher monatlicher Wohnungsaufwand in öS**

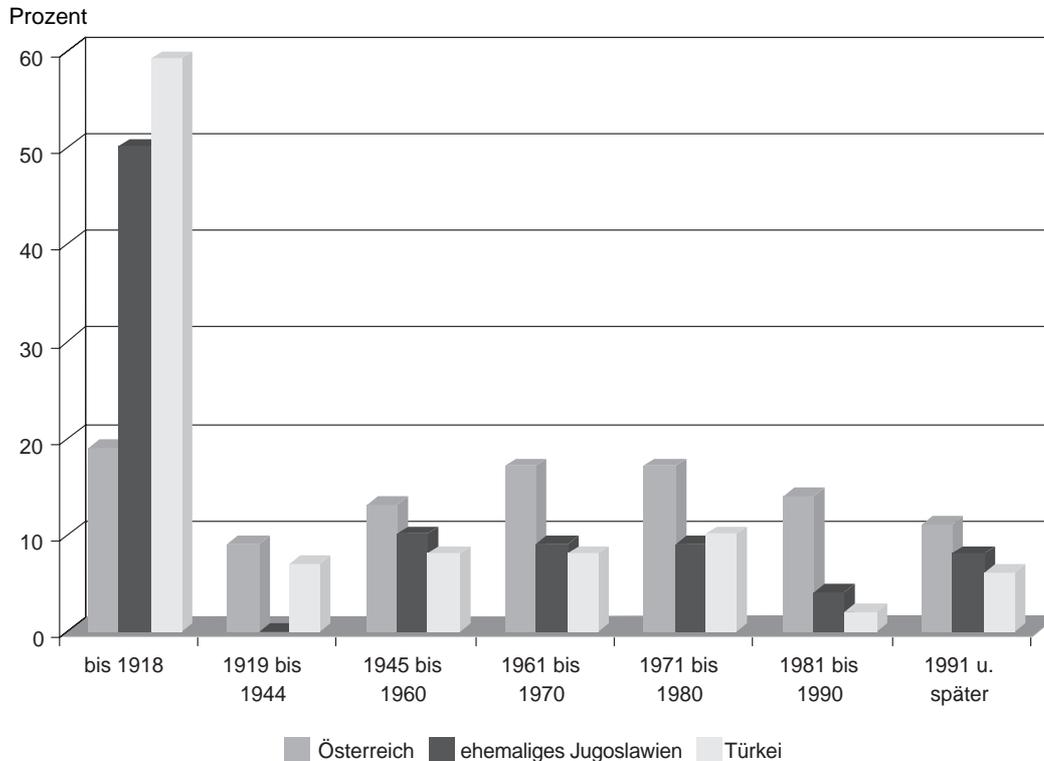
Quelle: (Hammer 1999: 977)

Während ÖsterreicherInnen nach Berechnungen aus dem Mikrozensus 1998<sup>9</sup> für Wohnungen durchschnittlich öS 57/m<sup>2</sup> Wohnfläche bezahlten, hatten ZuwanderInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei einen monatlichen Aufwand von öS 70/m<sup>2</sup> für vergleichbare Wohnungen zu leisten. Gravierende Unterschiede zeigen sich auch im durchschnittlichen Wohnungsaufwand für Substandardwohnungen. Während ÖsterreicherInnen für Substandardwohnungen im Durchschnitt öS 37/m<sup>2</sup> bezahlen, beträgt der monatliche Aufwand für MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien öS 64/m<sup>2</sup> und für MigrantInnen aus der Türkei öS 47/m<sup>2</sup> für Wohnungen derselben Kategorie.

### 2.1.1.2. Baualter der Wohnungen

Wie Grafik 3 zeigt, leben Zuwandererfamilien zu einem überwiegenden Teil in Wohnungen höheren Baualters.

**Grafik 3: Wohnverhältnisse nach Staatsbürgerschaft und Bauperiode**



Quelle: (Hammer 1999: 980)

Nach Berechnungen aus dem Mikrozensus 1998<sup>10</sup> waren 50 Prozent der von MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und 63 Prozent der von MigrantInnen aus der Türkei bewohnten Haushalte in Österreich vor 1918 erbaut wurden. Bei ÖsterreicherInnen beträgt dieser Anteil im Vergleich dazu nur 19 Prozent. Dies ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass Zuwandererfamilien fast ausschließlich Zugang zum privaten Wohnungsmarkt haben, der insbesondere in Wien vorwiegend aus Häusern des Altbaubestandes besteht. Umgekehrt sind 59 Prozent aller österreichischen Haushalte in Wohnhäusern, die nach 1960 gebaut wurden, gelegen. Dieser Anteil beträgt bei Haushalten mit BewohnerInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien im Vergleich dazu 30 Prozent, bei BewohnerInnen aus der Türkei 26 Prozent.

### 2.1.1.3. Rechtsverhältnisse des Wohnens

Tabelle 1: Wohnverhältnisse von Familien nach Staatsbürgerschaft und Rechtsverhältnis

| Rechtsverhältnis           | Österreich | ehemaliges Jugoslawien | Türkei |
|----------------------------|------------|------------------------|--------|
| Hauseigentümer             | 44 %       | 2 %                    | 2 %    |
| Verwandter                 | 4 %        | 1 %                    | 1 %    |
| Wohnungseigentümer         | 11 %       | 3 %                    | 2 %    |
| Hauptmieter                | 37 %       | 74 %                   | 85 %   |
| Untermieter                | 1 %        | 8 %                    | 6 %    |
| sonstiges Rechtsverhältnis | 3 %        | 12 %                   | 4 %    |

Quelle: (Hammer 1999: 980)

Unterschiede werden auch im Rechtsverhältnis des Wohnens sichtbar. Während 44 Prozent der österreichischen Haushalte im Eigenbesitz sind, beträgt dieser Anteil bei türkischen Haushalten ebenso wie bei Haushalten aus dem ehemaligen Jugoslawien nur 2 Prozent. Umgekehrt haben 85 Prozent der türkischen und 74 Prozent der ex-jugoslawischen Haushaltsbewohner einen Hauptmietvertrag. Dieser Anteil beträgt bei ÖsterreicherInnen nur 37 Prozent.

Diese Ergebnisse<sup>11</sup> gehen mit zahlreichen subjektiven Wahrnehmungen von befragten MigrantInnen und SozialarbeiterInnen sowie Privatpersonen, die Zuwandererfamilien betreuen, konform. Ein Großteil von ihnen hat im Rahmen der vorliegenden Untersuchung entweder als Betroffener oder als Beobachter über äußerst schlechte Wohnbedingungen berichtet, unter denen Zuwandererfamilien leben müssen. Allerdings ist dabei auch zu berücksichtigen, dass viele der befragten SozialarbeiterInnen, die am Amt für Jugend und Familie arbeiten, mit einer spezifischen Gruppe von Migrantenfamilien konfrontiert werden. Diese Familien zählen zu den Ärmsten und haben nicht selten mit Wohnungsproblemen zu kämpfen.

### 2.1.2. Ursachen für die schwierige Wohnsituation

Die spezifische Situation von Migrantenfamilien am Wohnungsmarkt ergibt sich aus einer Reihe unterschiedlicher Faktoren, die einander bestärken. Sie resultiert aus dem Zusammenspiel zwischen den neuen Rahmenbedingungen, mit denen MigrantInnen in Österreich konfrontiert sind einerseits sowie den sowohl von den neu Angekommenen als auch von ÖsterreicherInnen unter diesen Rahmenbedingungen entwickelten Verhaltens- und Umgangsweisen andererseits. Dafür sprechen Studien unterschiedlicher Art, wie etwa quantitative Untersuchungen über die Lage von MigrantInnen am Arbeits- und Wohnungsmarkt.<sup>12</sup> Doch auch die Erzählungen der befragten SozialarbeiterInnen und Familien weisen auf die spezifische Problematik von MigrantInnen am Wohnungsmarkt hin. Im Folgenden sollen die wichtigsten Hintergründe kurz dargestellt werden.

#### 2.1.2.1. Ökonomische Schwierigkeiten

Der Zugang zu jedem Markt steht grundsätzlich in Verbindung mit den ökonomischen Ressourcen eines Individuums bzw. einer Bevölkerungsgruppe. Mit Ausnahme von anerkannten Flüchtlingen, deren Unterkunft organisiert wird, hängt die Situation von Migrantenfamilien am Wohnungsmarkt wesentlich mit ihren Chancen am Arbeitsmarkt zusammen.

MigrantInnen werden nicht nur in Österreich, sondern auch in anderen europäischen Staaten vorwiegend in bestimmten ökonomischen Branchen beschäftigt.<sup>13</sup> Diese Situation hat sich in den letzten Jahren etwas verändert. So hat eine Verschiebung in der Beschäftigung von MigrantInnen von der Land- bzw. Forstwirtschaft und der Industrie hin zum Dienstleistungssektor stattgefunden. Die unübersehbare Konzentration von

ArbeitsmigrantInnen in Branchen, für die minder bezahlte Arbeitsplätze unter schlechten Arbeitsbedingungen typisch sind, hat sich dadurch allerdings nicht verändert.<sup>14</sup> MigrantInnen werden vorwiegend in jenen ökonomischen Bereichen eingesetzt, deren Wettbewerbsfähigkeit durch billige Arbeit garantiert wird. Sie üben dort Tätigkeiten aus, die für InländerInnen unerwünscht bzw. unattraktiv sind. Zu diesen Branchen zählen heute in Österreich hauptsächlich Teile der Industrie und des Gewerbes, das Bauwesen, Fremdenverkehrsbetriebe, Reinigungsdienste<sup>15</sup> sowie der private Arbeitssektor, in dem ArbeitsmigrantInnen häufig als illegale Haushaltshilfen beschäftigt werden.

Unter Einbezug der Situation von MigrantInnen ergibt sich somit eine duale Segmentierung des österreichischen Arbeitsmarktes, d.h. eine Gliederung in zwei voneinander getrennte Bereiche, in denen unterschiedliche Rahmenbedingungen gelten<sup>16</sup>:

| Primärer Arbeitsmarkt                                      | Sekundärer Arbeitsmarkt  |
|--|--|
| Gute Arbeitsbedingungen                                    | Niedrige Zumutungsstandards  |
| Berufliche Qualifizierung                                  | Unqualifizierte Arbeitsstellen   |
| Dauerhafte Arbeitsplätze                                   |  |
| Festgelegte Qualifikationsanforderungen und Karrieremuster | Kaum Aufstiegschancen – Möglichkeit, beruflich niedriger eingestuft zu werden, als es den eigenen Fachkenntnissen entspricht |
| Stabilität der Gehälter                                    | Merkliche Fluktuationen der Gehälter je nach ökonomischer Konjunktur   |
| Geringe Fluktuation am Arbeitsmarkt                        | Instabilität – Phasen von Arbeitslosigkeit   |
| Geregelte Arbeit   | Geregelte Arbeit + Existenz von unerlaubter Erwerbstätigkeit   |

Tendenziell finden InländerInnen eher Arbeit am primären, ZuwanderInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei eher am sekundären Arbeitsmarkt. Zwischen beiden Teilmärkten ist es mit der Zeit zu einer Komplementarität gekommen, wobei der Einsatz von MigrantInnen den Aufstieg von ÖsterreicherInnen in höhere Lohngruppen gefördert hat (Fahrstuhleffekt).<sup>17</sup> Auch im sekundären Sektor kann es passieren, dass zugewanderte ArbeiterInnen niedrigere Gehälter als ÖsterreicherInnen für dieselbe Tätigkeit beziehen.

Die Situation von MigrantInnen am Arbeitsmarkt ist auf unterschiedliche Gründe zurückzuführen. Diese betreffen zunächst die vorgefundenen Rahmenbedingungen, mit denen sie konfrontiert werden, wie etwa eine vorwiegende Beschäftigung in konjunkturanfälligen Branchen oder gesetzliche Regelungen, die sie gegenüber ÖsterreicherInnen benachteiligen. Ein niedrigerer Qualifikationsgrad sowie Anpassungsschwierigkeiten am neuen Arbeitsmarkt<sup>18</sup>, die etwa auf mangelnde Sprachkenntnisse zurückzuführen sind, erschweren ihre Lage zusätzlich.

All diese Umstände stehen im Zusammenhang mit den Schwierigkeiten von Migrantenfamilien im Bereich des Wohnens, da die Wohnung ein Gut ist, dessen Anschaffung von der Kaufkraft potenzieller Interessenten abhängt. Die ökonomische Betrachtungsweise allein reicht allerdings nicht aus, um die Ursachen für die schlechten Wohnverhältnisse von Migrantenfamilien erklären zu können. Dazu kommen restriktive rechtliche Rahmenbedingungen, die ihre Chancen am Wohnungsmarkt wesentlich beeinflussen.

#### 2.1.2.2. Rechtliche Rahmenbedingungen

Die gesetzlichen Rahmenbedingungen schreiben für MigrantInnen mit nicht österreichischer Staatsbürgerschaft gewisse Standards der Wohnausstattung pro Person vor. Zugangsbeschränkungen am Wohnungsmarkt eröffnen ihnen nur ein bestimmtes Segment an Wohnungen. Zudem können Zuwandererfamilien nur begrenzt Unterstützungen in Form von Beihilfen in Anspruch nehmen.

Im Folgenden wird ein Überblick über die gesetzlichen Rahmenbedingungen angeboten. Konkret wird darüber hinaus auf die Situation in der Stadt Wien eingegangen, da hier mit Abstand die meisten Zuwandererfamilien leben.

► ***Gesetzliche Rahmenbedingungen für ZuwanderInnen auf dem Wohnungsmarkt – Bestimmungen des Fremdenengesetzes zum Thema Wohnen***

Das Fremdenengesetz 1997, das den Aufenthalt von Personen mit nicht österreichischer Staatsbürgerschaft regelt, schreibt gewisse Standards für die Beschaffenheit einer Wohnung vor. So ist in Paragraph 12 dieses Gesetzes vorgesehen, dass AusländerInnen eine ortsübliche Unterkunft nachweisen müssen, um eine Niederlassungsbewilligung zu bekommen.

In diesem Gesetz sind allerdings keine definitiven Kriterien zur Bestimmung von Ortsüblichkeit festgelegt worden. Die Behörde erster Instanz entscheidet nach eigenem Ermessen darüber, ob eine Wohnung als ortsüblich zu betrachten ist oder nicht. Sie hat sich bei der Einschätzung der Ortsüblichkeit an den besonderen örtlichen Verhältnissen zu orientieren. Daraus entsteht ein nicht klar begrenzbarer Ermessensspielraum, der Raum für willkürliche Entscheidungen lässt.

Im konkreten Vollzug des Gesetzes werden häufig Ansuchen um die Erteilung oder Verlängerung einer Aufenthaltsbewilligung abgelehnt, wenn die Wohnverhältnisse bestimmten als ortsüblich eingeschätzten Kriterien nicht entsprechen. So berichtete etwa der Standard in seiner Ausgabe vom 2. Juli 1998 von einer dreiköpfigen Familie, deren Ansuchen um Erteilung einer Aufenthaltsbewilligung mit der Begründung abgelehnt wurde, dass die Wohnung den Kriterien der Ortsüblichkeit nicht entspricht. Neben dem Wohnraum stünde kein eigener Schlafraum für jede Generation zur Verfügung. Die Wohnung bestand aus einem Wohnschlafzimmer, Kabinett, Vorzimmer, Küche, Bad und umfasste 60 Quadratmeter. Dabei handelt es sich nicht um einen Einzelfall. Zahlreiche andere Beispiele mit ähnlichem Hintergrund ließen sich hier anführen.

## **Folgen**

Die gesetzliche Situation verbunden mit deren Vollzug zwingt viele Zuwandererfamilien dazu, in größere Wohnungen zu ziehen, wenn Familienmitglieder aus der Heimat nachgeholt oder Kinder geboren werden. Nur so lässt sich die Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung sichern.

► ***Regionale Zugangsbeschränkungen für Zuwandererfamilien***

Neben den in ganz Österreich gültigen Bestimmungen des Fremdenengesetzes erschweren auch regional unterschiedlich gehandhabte rechtliche Zugangsbeschränkungen die Wohnungssuche für Zuwandererfamilien.

Betrachtet man exemplarisch die Wohnungssituation in Wien, so teilt sich hier der Wohnungsmarkt in mehrere Teilsektoren, in denen jeweils rechtlich unterschiedliche Zugangsregelungen gelten. Grob kann man das Wohnungsangebot in einen privaten und einen geförderten Wohnungsmarkt einteilen. Der private Wohnungsmarkt umfasst hauptsächlich Miet- und Eigentumswohnungen. Ein Großteil dieser wurde vor 1919 errichtet und zählt daher zum Altbaubestand. Der geförderte Wohnungsmarkt wiederum besteht aus Mietwohnungen des kommunalen Wohnbaus, also Gemeindewohnungen, geförderten Eigentumswohnungen sowie von gemeinnützigen Bauvereinigungen errichteten Eigentums- und Mietwohnungen.

Für Wohnungen auf dem privaten Wohnungssektor gibt es keine rechtlichen Zugangsbeschränkungen.

Im Unterschied dazu ist der Zugang zum geförderten Wohnungssektor an rechtlich definierte Zutrittsregelungen gebunden. Geförderte Eigentumswohnungen und Gemeindewohnungen der Stadt Wien werden nur an Personen mit österreichischer Staatsbürgerschaft oder anerkannte Flüchtlinge vergeben. Das heißt, ein Großteil der in Wien lebenden Zuwandererfamilien bleibt dadurch von diesem Segment ausgeschlossen, obwohl viele die sozialen Voraussetzungen für einen Anspruch auf eine Gemeindewohnung erfüllen würden.

Der Zugang zu Miet- und Eigentumswohnungen, die von gemeinnützigen Bauvereinigungen errichtet wurden, ist für Zuwandererfamilien rechtlich nicht an den Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft gebunden.

In einigen Studien wurde allerdings darauf hingewiesen, dass ZuwanderInnen im Vergleich zu ÖsterreicherInnen auch mit erschwerten Zugangsbedingungen zu diesen Wohnungen in Wien zu kämpfen haben. Demnach wird ein Drittel aller neuen bzw. ein Viertel aller wieder vermieteten Genossenschaftswohnungen von der Gemeinde Wien nach den Vergaberichtlinien für Gemeindewohnungen vermittelt (vgl. Meindl 1994: 57). Dazu kommen die zu bezahlenden Bau- und Grundkostenbeiträge und die monatlich zu entrichtenden Mietzinskosten, die etwa Genossenschaftswohnungen für viele Zuwandererfamilien kaum leistbar machen. Zudem wurden Genossenschaftswohnungen bis vor kurzem generell kaum an ZuwanderInnen vergeben. Nach Aussage von ExpertInnen sind gewisse Änderungstendenzen bemerkbar. Bedingt durch ein vergrößertes Angebot würden sich Wohnbaugenossenschaften nun auch vermehrt um ZuwanderInnen als Kunden bemühen. Ob dieser Umschwung am Wohnungsmarkt zu einer tatsächlichen Verbesserung der Zugangsbedingungen für Migrantenfamilien am Sektor der Genossenschaftswohnungen führt, wird sich allerdings erst herausstellen. Selbst wenn es zu tendenziellen Verbesserungen kommen sollte, werden die finanziellen Hürden wahrscheinlich nur für wenige gut situierte Zuwandererfamilien überwindbar sein.

#### ► *Wohnbeihilfen der Stadt Wien*

Die Stadt Wien bietet zwar Mietern auf Antrag etwa eine Wohnbeihilfe für geförderte Mietwohnungen an, wenn sie durch den Wohnungsaufwand unzumutbar belastet werden. Generell anspruchsberechtigt sind allerdings nur österreichische StaatsbürgerInnen und ihnen gleichgestellte BürgerInnen (Personen aus EU-Ländern und nach der Genfer Konvention anerkannte Flüchtlinge). Von den ZuwanderInnen erhalten nur jene eine Wohnbeihilfe, die eine Beschäftigungsbewilligung oder einen Befreiungsschein besitzen und auch jene nur, wenn die Wohnung mit öffentlichen Mitteln verbessert und saniert wurde. Andere ZuwanderInnen bleiben davon ausgeschlossen.

#### ► *Resümee*

Formalrechtliche Zugangsbeschränkungen führen dazu, dass ZuwanderInnen vom sozialen Wohnbau und einigen damit verbundenen Förderungen ausgeschlossen werden, obwohl sie durch ihre Steuerleistung ebenso für dessen Finanzierung aufkommen. Dazu kommt, dass finanzielle Hürden den Zugang zu Wohnungen, die von gemeinnützigen Bauvereinigungen errichtet wurden, für ZuwanderInnen erschweren. Daher bleibt vielen nur das Segment des privaten Marktes als Möglichkeit, eine Wohnung zu finden. Dort entscheidet allerdings im Unterschied zum sozialen Wohnbau das Prinzip des freien Wettbewerbs über die Wohnkosten. Dies führt zu der paradoxen Situation, dass eine Gruppe, in der viele die Kriterien sozialer Bedürftigkeit erfüllen, keinen Zugang zu jenem Wohnungssegment findet, für die dieser Bereich eigentlich konzipiert wurde. ZuwanderInnen sind daher im Unterschied zu ÖsterreicherInnen und diesen rechtlich gleichgestellten Personen dem ökonomischen Spiel von Angebot und Nachfrage in besonderer Weise ausgesetzt, da der freie Markt für sie oftmals die einzige reale Chance bietet, zu einer Wohnung zu kommen.

### 2.1.2.3. Soziale Faktoren in Zusammenhang mit der Migration

#### ► *Kommunikationshemmnisse*

Die Besonderheit der Migration besteht darin, aus einer gewohnten Umgebung in ein Land zu kommen, in dem Vieles neu ist. Sowohl PendlerInnen als auch dauerhaft Zugewanderte müssen sich in einem neuen sozialen Kontext zurechtfinden, in dem Sprache, Normen und Gesetze zunächst meist unbekannt sind. Gewohnte Einrichtungen wie etwa Arbeitsstellen, Schulen, Interessensvertretungen etc. funktionieren anders als in der Heimat. Die Umstände der Migration verlangen nach einer gewaltigen Umstellung von Denkweisen und vertrauten Gewohnheiten. Um sich in einem neuen Land zurecht zu finden, spielen zuverlässige

Informationen eine ganz wesentliche Rolle. Dies gilt auch für die Suche nach einer Wohnung. Nicht nur Sprachschwierigkeiten, sondern auch fehlendes Wissen tragen zur Erklärung bei, warum Migrantenfamilien Wohnungen beziehen, die eigentlich unter dem Standard ihrer ökonomischen Möglichkeiten liegen.

### ► *Diskriminierung*

Viele ZuwanderInnen erleben aufgrund ihrer Herkunft und ihrer ökonomischen Stellung eine soziale Degradierung. Es ist nicht dasselbe, in Deutschland als BosnierIn zu leben und in niedriger Position einer schlecht bezahlten Arbeit nachzugehen oder sich als ManagerIn eines multinationalen Konzerns einige Jahre in Österreich aufzuhalten. Ein nicht geringer Teil der österreichischen Bevölkerung zeigt Vorbehalte gegenüber dem Zuzug von Fremden aus Ost- und Südosteuropa sowie aus nicht europäischen Staaten, die hierzulande arbeiten.<sup>19</sup>

Zuwandererfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei sowie aus anderen Staaten mit deutlich niedrigerem Lebensstandard als in Österreich werden bei der Wohnungssuche diskriminiert, selbst wenn sie die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen. Die interviewten SozialarbeiterInnen wiesen darauf hin, dass dafür ihrer Meinung nach nicht so sehr die individuell fremdenfeindliche innere Haltung der WohnanbieterInnen ausschlaggebend ist, sondern das Gefühl vieler von ihnen, dass Flüchtlings- und Migrantenfamilien sowie Familien mit vielen Kindern zur Entwertung ihrer Wohnhausanlagen beitragen.

Für die Tatsache, dass die Wohnstandards von Migrantenfamilien trotz einiger Verbesserungen deutlich unter jenen von ÖsterreicherInnen liegen, sind mehrere zusammenwirkende Faktoren verantwortlich, darunter die rechtlichen Rahmenbedingungen, die ökonomische Situation von Migrantenfamilien, die Chancen auf zuverlässige Information, Diskriminierungen sowie die eigenen Interessen von Migrantenfamilien, auf die später noch näher eingegangen wird.

### ► *Spekulation am Wohnungsmarkt*

Die zuvor beschriebene Situation führt zur Entstehung einer speziellen Nische am Wohnungsmarkt, die im Wesentlichen durch zwei Merkmale charakterisiert werden kann: In ihr werden Wohnungen niedrigen Standards unter ungünstigen und oftmals sogar gesetzwidrigen Bedingungen vermietet oder verkauft. Zudem ist das Wohnen in diesem Marktbereich teurer als für ÖsterreicherInnen.<sup>20</sup> Die zuvor erwähnten ökonomischen Faktoren sowie die Notwendigkeit, eine entsprechende Unterkunft zu finden, um eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, erklären die Entstehung von gesetzwidrigen Rahmenbedingungen in diesem Sektor des Wohnungsmarktes.

SozialarbeiterInnen berichteten in Interviews davon, dass jene MigrantInnen, die eindeutig unter die Armutsgrenze fallen, sowie illegal Zugewanderte in besonderer Weise dem Druck von WohnungsspekulantInnen ausgeliefert sind. Diese vermitteln schlechte Wohnungen um teures Geld und unter prekären Garantien oder betrügen Familien mit falschen Verkaufs- bzw. Mietverträgen. Familien werden so dem Risiko einer Delogierung ausgesetzt.

Aus dieser Situation folgt: WohnungsspekulantInnen nutzen soziale Schwächen von Migrantenfamilien bewusst aus. In manchen Fällen ist diese soziale Schwäche auf eine ungünstige ökonomische Situation, in anderen auf geringe Sprachkenntnisse und ein niedriges Bildungsniveau zurückzuführen, das oft mit einem naiven Vertrauen einhergeht. Auch das Fehlen von Informationen spielt eine Rolle.

Der Druck von betrügerischen WohnungsvermieterInnen kann dazu führen, dass Familien bei anderen Dingen wie etwa Lebensmitteln sparen müssen, um ihren Wohnplatz zu sichern. In Gesprächen mit SozialarbeiterInnen und Migrantenfamilien wird immer wieder von solchen Situationen berichtet. Manche Familien verschulden sich derart, dass sie gezwungen sind, mehr zu arbeiten und sich dabei überfordern.

Die Situation vieler Migrantenfamilien auf dem Wohnungsmarkt erscheint somit als ein prekäres und bedrohtes Provisorium. Diese Umstände bieten keine guten Voraussetzungen für ihre Integration.

#### 2.1.2.4. Erwartungen und Absichten der Migrantenfamilien

Die spezifische Wohnsituation von Zuwandererfamilien in Österreich steht nicht nur in engem Zusammenhang mit den neuen Lebensbedingungen und ökonomischen Möglichkeiten, sondern auch mit ihren eigenen Interessen und Absichten.

##### ► *Mobilität und Wohnung als Provisorium*

Eine Wohnung erfordert meist hohe Investitionen. Ihr Charakter als „Immobilie“, d.h. als nicht bewegliches Gut, erklärt, warum Leute zögern, darin zu investieren, wenn ihr Verbleib in einem fremden Land nicht gesichert ist, etwa wenn sie zugleich im Herkunftsland ein Haus bauen.

Viele können oder wollen auch nicht lange an einem Ort bleiben, da sie durch unsichere Arbeitsverhältnisse zu Mobilität gezwungen werden. Wer den Arbeitsort häufig wechselt, entwickelt wenig Interesse, in eine fixe Wohnung zu investieren. So erklärt sich die „Mietenminimierungsstrategie“ vieler ZuwanderInnen, auf die bereits in einer 1984 durchgeführten Studie aufmerksam gemacht wurde.<sup>21</sup>

Im Gegensatz dazu steigt das Interesse an Investitionen für jene, die ihre derzeitige Wohnsituation nicht nur als vorläufig betrachten. Die in dem Projekt durchgeführten Gespräche mit Zuwandererfamilien machen deutlich, dass jene Familien, die sich für einen langfristigen Verbleib in Österreich oder für ein stabiles Pendeln zwischen ihrer Heimat als Ferien- und Urlaubsort und Österreich als Arbeitsort entschieden haben, ihre Wohnansprüche erhöhen. Positive Migrationserfahrungen anderer Mitglieder der Familie können ebenfalls zum Wunsch nach Verbleib und daher zu einer Erhöhung der Investitionsbereitschaft führen.

##### ► *Die Bewertung der Kosten einer Wohnung*

Neben den objektiven Kosten für eine Wohnung in Österreich muss auch die Einschätzung dieser Ausgaben durch die Familien selbst mitberücksichtigt werden.

Viele Migrantenfamilien träumen nach wie vor davon, einige Jahre in Österreich zu arbeiten, um dann in die Heimat zurückzukehren und dort mit den Ersparnissen ein besseres Leben zu führen. Dieses Vorhaben verlangt nach konkreten Prioritäten, zumal die Preise auf dem Wohnungsmarkt in Österreich viel höher sind als in der Heimat. So werden Opfer in Kauf genommen, um die ökonomischen Voraussetzungen für ein besseres Leben in der Heimat schaffen zu können. Unter diesen Umständen sind viele bereit, sich während der Jahre in der Fremde mit einem niedrigen Lebensstandard und auch mit einer schlechten Wohnung zu begnügen.

Die Bewertung einer Wohnung ist folglich eine subjektive Sache, die von den Prioritäten eines Menschen bzw. einer Gruppe abhängt. Die konkreten Zukunftspläne und -absichten sowie andere Interessen einer Familie, wie etwa die Versorgung von Angehörigen in der Heimat, tragen zur Bestimmung dieser Prioritäten bei.

Die Annahme, dass schlechte Wohnbedingungen in Österreich im Vergleich zur Wohnsituation in der Heimat für viele Migrantenfamilien immer noch eine Verbesserung bedeuten, hat sich im Rahmen dieser Untersuchung öfters als falsch erwiesen. Äußerst fragwürdig ist auch die Vermutung, dass MigrantInnen im Prinzip andere – niedrigere – Wohnansprüche haben als ÖsterreicherInnen.<sup>22</sup> In den Interviews mit Zuwandererfamilien wurde deutlich, dass insbesondere jene, die aus ländlichen Regionen kommen, oftmals eigene Häuser mit Grundbesitz verlassen haben, hier in Österreich aber in Substandardwohnungen leben. Nicht selten sind nachziehende Familienmitglieder erschrocken, unter welchen Bedingungen ihre Angehörigen hier im Vergleich zum Heimatland leben.

Wie die Wohnqualität beschaffen ist, hängt wesentlich mit den Bedürfnissen und Interessen von Menschen zusammen. So werden in Österreich Wohnverhältnisse für mangelhaft gehalten, wenn die in Österreich üblichen technischen Standards, wie etwa Elektrogeräte, Leitungswasser, Heizung, in einer Wohnung nicht vorhanden sind. Dennoch berichten die befragten SozialarbeiterInnen von Familien, für die andere Kriterien wichtiger sind, wie etwa ein sicheres Wohnumfeld, in dem sich Kinder frei bewegen können, ohne sich zu verlaufen.

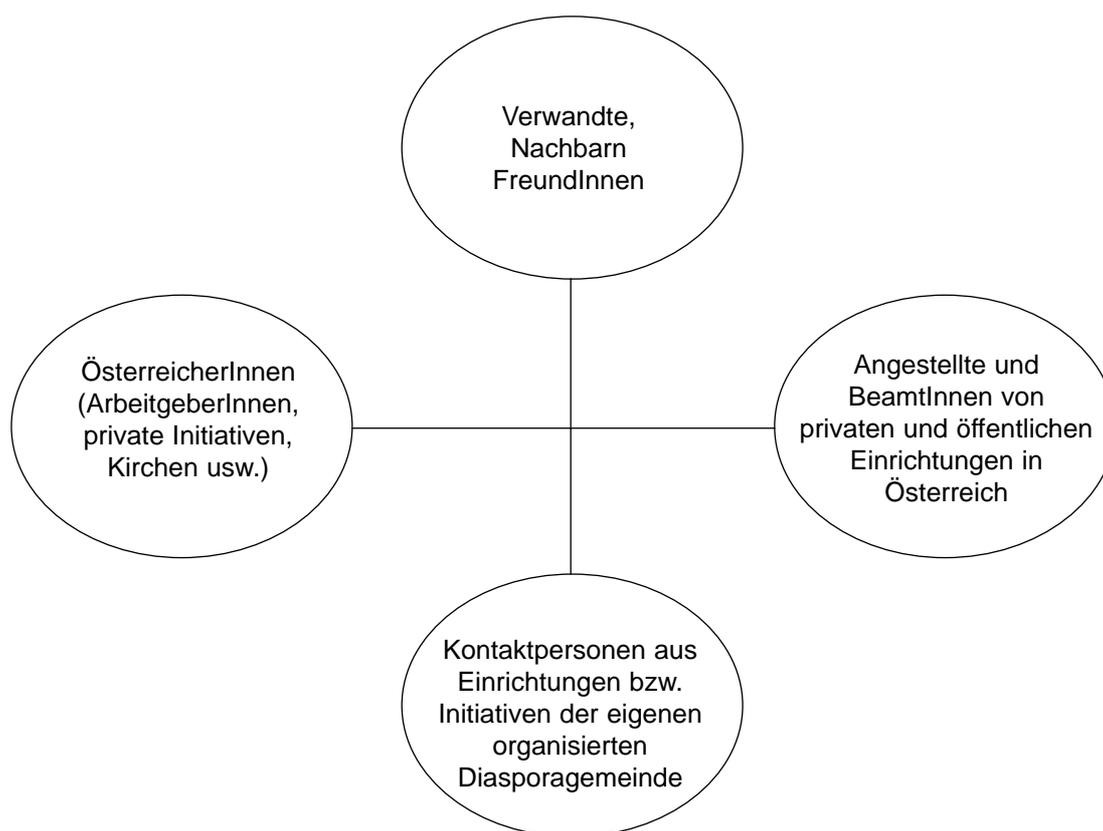
Zusammenfassend betrachtet hängt der Wunsch nach Verbleib in Österreich nicht nur von der Verbindung mit der Heimat, sondern auch von den von Migrantenfamilien subjektiv wahrgenommenen Möglichkeiten ab, ihr Leben in Österreich halbwegs befriedigend gestalten zu können. Aus dieser Perspektive ist die Erhöhung der Wohnansprüche im Aufnahmeland ein guter Indikator für Integration. Die Bereitschaft, in die Familienwohnung zu investieren, ist auf mehrere Faktoren zurückzuführen und „hängt nicht nur mit den Zukunftsabsichten zusammen<sup>23</sup>, sondern auch mit der Rechtssicherheit des Wohnens“<sup>24</sup>. Sie ist somit eng mit der Bewertung der eigenen Chancen in der österreichischen Gesellschaft verbunden.

### 2.1.3. Orientierung am Wohnungsmarkt

#### 2.1.3.1. Bedeutung von Verwandten und Kontaktpersonen

Die oben dargelegte spezifische Situation von Migrantenfamilien erklärt die äußeren Schwierigkeiten vieler von ihnen, sich in einem neuen Land zurechtzufinden, dessen Sprache und Gesetze ihnen fremd sind. Um ihre Wohnbedürfnisse besser zu verstehen, wird im Folgenden stärker auf ihre Sichtweisen und Bedürfnisse Bezug genommen. Als Quelle dafür dienen die im Rahmen dieses Forschungsprojekts durchgeführten Interviews mit SozialarbeiterInnen und Migrantenfamilien.

#### Skizze 1: Vier prinzipielle Personenkreise, mit denen MigrantInnen in Kontakt kommen



Migration ist ein riskantes Unternehmen und wird deshalb sehr selten dem Zufall überlassen. Die im Rahmen dieses Projekts durchgeführten Gespräche mit Zuwandererfamilien und SozialarbeiterInnen bestätigen, dass es das Phänomen der Kettenmigration<sup>25</sup> in Österreich gibt. In diesen Gesprächen wurde darauf hingewiesen, dass nur wenige Menschen die Heimat verlassen, ohne für Unterstützung im Aufnahmeland vorgesorgt zu haben.

Um Probleme zu bewältigen, sind vor allem jene Kontakte hilfreich, auf die sich MigrantInnen in der ersten Phase verlassen können. Dazu zählen Familienangehörige, ÖsterreicherInnen, die aus privater Motivation helfen, SozialarbeiterInnen öffentlicher und privater Stellen, ehrenamtliche BetreuerInnen etc. Dazu kommen Kontakte mit Leuten aus Einrichtungen ihnen nahestehender Gemeinden (z.B. Seelsorger der Nationalkirche, Besucher der Moschee).

In den späten 60er Jahren wurden viele der damals noch als GastarbeiterInnen bezeichneten ArbeitsmigrantInnen direkt im Heimatland angeworben. Neben Arbeit in Österreich vermittelte man ihnen oftmals auch ein Quartier. Damals dominierte noch die Vorstellung, dass ein Großteil von ihnen nach kurzer Zeit wieder in die Heimat zurückkehren würde und dafür neue Arbeitskräfte nach Österreich kommen würden. Viele von ihnen blieben allerdings hier und begannen für sich selbst und ihre Familienmitglieder aus dem Heimatland eine Wohnung zu suchen. Für nachziehende Angehörige und Bekannte wurden sie zu wichtigen Agenten, die ihnen bei der Vermittlung von Arbeit und Wohnungen halfen.

### ► *Eltern-Kinder-Solidarität*

Familiärer Zusammenhalt erweist sich in der ersten Phase der Migration als ausschlaggebend. So erzählt etwa Herr Nedinca, wie sein Vater ihn moralisch und finanziell bei seinem Anfang in Österreich unterstützt hat, obwohl dieser selbst in einem vom Krieg zerrütteten Land zurückblieb:

*„Und ich hab gesagt, es gibt keine Möglichkeit, dass ich einen Job bekomme, und irgendwie selbstständig werden kann. Und, na, dann, dann haben wir ein bisserl diskutiert und er hat gesagt: ‚Nimm das alles mit der Ruhe und ich helfe dir ein bisserl.‘ Und dann habe ich eine Wohnung gefunden. Ich hab nicht gearbeitet, ich hab einen Deutschkurs besucht, meine Frau auch. Wir haben 6.000 Schilling bezahlt damals. Das war ziemlich viel für uns. Aber mein Vater hat jedes Monat 1.000 bis 1.500 Deutschmark geschickt. Ja. Also bis zu 10.000 Schilling. Meine Frau hat immer wieder ein bisserl gearbeitet. Und so gab's die Möglichkeit, dass ich in Österreich überlebte.“ [Familie Nedinca I Z 715-727]*

### ► *Andere Verwandte*

In beinahe allen Interviews mit ExpertInnen und Migrantenfamilien lassen sich Hinweise auf die Bedeutung von Verwandten bei der Suche und Vermittlung von Wohnungen finden. So wurde oftmals berichtet, dass nachziehende Verwandte in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft im Aufnahmeland vorläufig Unterkunft bei Angehörigen fanden, die schon länger hier lebten. So erzählt eine Sozialarbeiterin:

*„Die [Eheleute] haben sich unten schon gekannt. Also ich glaube auch, dass die verheiratet wurden. Die Familien kennen einander auch schon. Sie sind mit dem ersten Kind gekommen. Ein Bruder oder vielleicht ein Schwager in Jugoslawien hat gesagt: ‚Mein Chef sucht jemanden. Du kannst, wenn du willst, mitkommen.‘ (...) Und der hat dann gekündigt und ist, glaube ich, 3 Tage später nach Österreich gekommen. Und die Frau hat damals in Jugoslawien nicht gearbeitet. Und ich glaube, die haben zuerst bei der Schwägerin oder bei diesem Cousin gewohnt.“ (ExpertInnengespräch 8/Z 480-493)*

In diesem Fall, von dem die Sozialarbeiterin erzählt, wird eine Auffassung von Familie mit einer sehr weiten Vorstellung von Verwandtschaft sichtbar. Zum engen Kreis zählen nicht nur Eltern und Kinder, sondern auch Cousins, SchwägerInnen etc. Diese Passage macht weiters deutlich, dass zum Konzept von Verwandtschaft solidarischeres Verhalten gehört, das auf Gegenseitigkeit beruht. Dazu zählt selbstverständlich auch die Unterstützung von neu zugewanderten Angehörigen.

Diese gegenseitige Hilfeleistung wird auch im Fall einer kurdischen Familie offenkundig, die einen jungen Verwandten während seiner Studienzeit aufgenommen hat. Sie erwartete dafür Gegenleistungen, die der Verwandte nicht zu erbringen bereit war. Eine Familie, die ehrenamtlich Flüchtlingsfamilien betreut, berichtet dazu:

*„Inzwischen sind der Reihe nach die Brüder aufmarschiert (...) Zuerst ihr Bruder, der in Istanbul studiert hat. Er ist dann hergekommen und wollte aber eigentlich nur studieren (...) Wir sind ein paar Mal auf die Uni gefahren. Er war sehr willig, sehr ehrgeizig und sehr engagiert und hat sehr viel gelernt. Und seine Schwester hat ihn auch zum Babysitten eingespannt. Und das hat er zeitweise gemacht, aber sicher nicht in dem Ausmaß, wie sie es gerne gehabt hätte. Und hat aber dann recht geschimpft auf ihn, dass er sich nicht die Zeit nimmt und immer lernen möchte. Und, ja, deswegen war er ja da, auch zum Essen, hat aber nichts verdient der Bursch.“ (Expertengespräch 18/Z 353-370)*

Die Bemerkung der Sozialarbeiterin, die Brüder seinen „der Reihe nach aufmarschiert“, weist – wenn auch implizit – auf die erwähnte innerfamiliäre Bereitschaft zur Hilfeleistung hin. Sie können deshalb nach Österreich kommen, weil es als selbstverständliche Aufgabe der Schwester angesehen wird, ihre Brüder zu unterstützen. Interessanterweise wird von dem erwähnten Bruder nicht nur verlangt, dass er seine Zeit fleißig nutzt, um zu studieren. Er soll darüber hinaus auch einen entsprechenden Beitrag im Haushalt leisten. Die Tatsache, dass der junge Mann diesen Haushaltsverpflichtungen nicht in dem erwarteten Ausmaß nachkommt, gibt Anlass für Auseinandersetzungen. Diese Passage macht den Stellenwert von Verpflichtungen innerhalb der Familie deutlich.

Auch Familie Nedinca wurde von Verwandten die Möglichkeit geboten, bei ihnen zu wohnen, obwohl diese selbst in äußerst beengten Wohnverhältnissen lebten. So erzählt der Mann:

*„Als ich gekommen bin, habe ich bei meinem Schwager gelebt. Also 2 Wochen. Das war ziemlich schwierig. Eine kleine Wohnung, Zimmer und Kabinett. (...) Und mein Schwager ist zur selben Zeit wie meine Frau gekommen. Er ist auch verheiratet, hat auch ein kleines Kind, und wir haben zu, sozusagen zu sechst in einem Raum von 40 Quadratmetern 2 Wochen gelebt.“ [Familie Nedinca Z 692-713]*

Die Tatsache, dass man trotz der eigenen schwierigen Situation bereit ist, Verwandten zu helfen, ist ebenfalls ein Hinweis für eine Hilfeleistung, die geradezu als Pflicht angesehen wird, ebenso dass Eltern und Verwandte neu Angekommenen nicht nur bei der Wohnungssuche, sondern auch bei der Wohnungseinrichtung und Wohnungssanierung helfen. Die folgende Passage veranschaulicht, wie Familien in schwierigen Situationen eine Hilfsgemeinschaft bilden, in der Facharbeit ausgetauscht wird. Durch familiäre Unterstützungsleistungen wird es möglich, Sanierungs- und Verbesserungsarbeiten billig durchzuführen.

*„Ich weiß nur, dass diese Wohnung, die das junge Ehepaar mit den Kindern dann bezogen hat, auf Initiative der Großeltern, also der Großmutter gefunden wurde. Die Großmutter dürfte überhaupt einige Kontakte haben. Die ganze Familie ist irgendwie auf zwei Straßen verteilt (...). Jeder hat irgendwo so eine winzige Wohnung. Ich meine, diese Wohnungen sind nicht größer als ein Zimmer und ein Vorzimmer und oft ist das Klo am Gang. Diese Wohnung, welche die Eltern von der Dragana bewohnt haben, ist ja nur so eine kleine Wohnung. Wie soll ich sagen? – Früher war das vielleicht ein Gartenhaus oder so, mitten in einem Hof. Und das ist nicht unterkellert, also es ist wirklich winzig. Und die haben sich das eben irgendwie halt ein bisschen ausgebaut. Das ist eine winzige Küche ... Und im Nachhinein hat sich auch noch herausgestellt – das waren dann ziemliche Rennereien – dass es nicht einmal eine Genehmigung für ein Klo gab. Aber es war irgendein Abfluss, und die haben das alles so mehr oder weniger illegal eingebaut dort.“ (Expertengespräch 21/Z 451-465)*

In diesem Fall leben die Verwandten in der Nähe, was den Austausch von Informationen und Diensten erleichtert. Entscheidend ist jedoch nicht so sehr die geografische Nähe des Wohnortes. Vielmehr zählt der Zusammenhalt der Gemeinschaft, wie auch im nachfolgenden Kapitel über Nachbarschaft veranschaulicht wird.

Diese und andere Schilderungen über den Beginn des Aufenthalts von Migrantenfamilien im Aufnahmeland führen zur Hypothese, dass der innere Zusammenhalt der Familie wesentlich dazu beiträgt, schwierige äußere Rahmenbedingungen zu bewältigen, die unweigerlich mit der Erfahrung der Migration –

insbesondere in der allerersten Phase nach der Ankunft – zusammenhängen. Je stärker die Solidarität in der Familie, desto eher gelingt es, diese Schwierigkeiten zu bewältigen. Die Familie besteht dabei nicht nur aus Eltern und Kindern, sondern auch anderen Verwandten wie Großeltern, Onkeln, Nichten und Neffen.

► **Nachbarn, Bekannte aus dem eigenen Land**

Die bisher durchgeführten Gespräche zeigen auch, dass Migrantenfamilien nicht nur auf die Unterstützung von Verwandten, sondern auch auf die von Landsleuten zählen können. Zwischen diesen sind die Voraussetzungen für ein gegenseitiges Verstehen da. Die Gemeinsamkeit der Sprache bewirkt, dass Vertrauen entstehen kann. Leute mit derselben Sprache können etwa auch „zwischen den Zeilen lesen“ und somit Nuancen der gemeinsamen Symbole und der Körpersprache deuten.

Ein weiterer Erklärungsansatz für die Bedeutung von Bekannten und Landsleuten ergibt sich aus der meist in Österreich nach wie vor überschaubaren Größe von Migrantengemeinschaften: Innerhalb dieser Gemeinschaften ist es relativ leicht, Informationen über jemanden zu erhalten. Die soziale Kontrolle trägt zu einer zuverlässigen Kommunikation bei.

Dazu kommt der besondere Stellenwert, den Nachbarn und Bekannte für Migrantenfamilien aus ländlichen Regionen einnehmen. Dort sind die Beziehungen zu Nachbarn klar definiert und beruhen auf Gegenseitigkeit. Das zeigt etwa das Beispiel von Familie Shalinović aus dem bosnischen Grenzgebiet zu Kroatien. Nachbarschaft wird dort ähnlich wie Verwandtschaft als Sorgemeinschaft verstanden.

Eine analoge Auffassung von Verwandtschaft und Nachbarschaft zeigt sich im Interview mit Familie Mirenković.

*„Mit den zwei Cousins geht es gut. Sie kommen manchmal um zu helfen. Was ich kann, mache ich auch. (...) Für diesen Mann (einen Nachbarn) habe ich die Wohnung gemacht, das ist meine Branche. Er hat heute die Stereoanlage (für die Tochter) mit seinem Auto abgeholt; ich war bei der Arbeit und konnte nicht. Er ist frei und kann es machen. So helfen wir alle, nicht? Auch Geld und so. Ich kann auch zwei Tage arbeiten für ihn, ohne etwas zu kriegen. Aber ich weiß, er ist auch für mich erreichbar, wenn ich etwas brauche. Solche Leute sind wir. Wir sind an Hilfe gewöhnt. Von unten (der Heimat).“ [Familie Mirenković I Z 1170-1185]*

Dieses Beispiel zeigt, dass der Austausch von Arbeiten im sozialen Umfeld der erwähnten Familie als eine Selbstverständlichkeit betrachtet wird. In den Gesprächen mit dieser Familie wurde das immer wieder bestätigt, so auch in einem gemeinsamen Interview mit dem Ehepaar sowie mit Ehepaaren, die aus demselben ländlichen Raum im Osten Serbiens kommen. Es handelt sich um ein in ihren Augen klar abgegrenztes Gebiet, das aus einem Tal mit einer Reihe von Siedlungen besteht. Ihre Bewohner haben lange Zeit hindurch zu bestimmten Gelegenheiten – wie etwa dem Bau eines neuen Hauses, dem Einbringen der Ernte usw. – zusammengeholfen. Aus ihren Kommentaren, die auf eigenen Erinnerungen und auch Erzählungen der älteren Generation beruhen, lässt sich auch ableiten, dass es mit der Zeit zu einer Intensivierung der familiären Verbindungen zwischen den Leuten aus den unterschiedlichen Höfen gekommen ist. Dies würde die Nähe, ja sogar manchmal die Gleichstellung zwischen den Begriffen „Verwandter“ und „Nachbar“ erklären.

Die in der Heimat entstandenen Verbindungen bleiben im Aufnahmeland bestehen. Wahrscheinlich gewinnen diese im Aufnahmeland sogar an Relevanz. Ausdruck finden sie in einem stabilen Austausch von Diensten, für die Gegenleistungen nicht unmittelbar erwartet werden. Dies beruht auf der Gewissheit, dass die anderen da sind und man auch zu einem späteren Zeitpunkt auf sie zählen kann, weil sie weiter da bleiben werden.

Im Zuge der Migration ist die alte geografische Nähe verloren gegangen. Nicht alle Cousins und Nachbarn leben im selben Bezirk, in derselben Stadt oder in demselben Land. Dennoch bleiben regelmäßige Kontakte bestehen und werden insbesondere während der Urlaubszeit (Weihnachten und Juli) vor Ort besonders gepflegt. Darüber hinaus finden Besuche und andere Formen der Kommunikation (wie etwa Anrufe), wenn auch weniger intensiv, das ganze Jahr über statt. So erzählt die 17-jährige Tochter dieser inter-

viewten Familie, wie sie ihren zukünftigen Lebenspartner finden möchte. Aus ihrer Schilderung wird die Entstehung eines eigenen Heiratsmarktes im Rahmen dieser MigrantInnengruppe sichtbar:

*„Wenn ich heiraten würde? Schon, jetzt ist das aber schwer, das zu sagen, wenn man jemanden suchen muss, der nicht in Jugoslawien lebt. Wenn er in Jugoslawien lebt, dann kann man nichts machen (...). Die kann man nicht herholen. Man muss schauen, entweder Dänemark oder woanders – wo ich hingehen kann oder dass er in Österreich ist, damit wir überhaupt zusammensein können. Tirol, Salzburg (...) Also überhaupt Burschen, die in Österreich sind. Wenn er in Dänemark (...) ist – dort gibt es noch Chancen, dass man rüber gehen kann. Aber hier in Österreich, also überhaupt keine Chance.“*

*V: „Jetzt, mit diesem Schengen, ist es ein bisschen besser, er kann auch mit diesem Visum hierher kommen. Aber von Jugoslawien kannst du nicht... Es sind ja nicht mehr so viele [Jungen aus der Heimat], die in Jugoslawien leben. Meistens sind die im Ausland. Aber (...) ich würde nicht so gerne einen heiraten, der nicht in unserer Umgebung lebt (\*). Der auch nicht wie wir spricht und so. Belgrad ist weiter, die würden nicht in Frage kommen.“ (\* ‚Sie‘ bezieht sich auf junge Männer aus ihrem Dorf, ihrem Tal, die aber jetzt im Ausland leben.) [Familie Mirenković I Z 587-611]*

Die Intensität und Regelmäßigkeit der Verbindungen, der laufende Austausch von Diensten, der starke Bezug zur Herkunftsgegend, die Zahl der Familien, die dazugehören (indirekt wurde in den Interviews auf ca. 20 hingewiesen), sowie die Entstehung eines definierten Heiratsmarktes sind Hinweise für die Entstehung einer von ZuwanderInnen in der Fremde gebildeten Migrationsgemeinde.

Nicht immer entstehen solche Gemeinden, wenn die erwähnten Voraussetzungen gegeben sind, auch die Art ihrer Zusammensetzung kann unterschiedlich sein: Manche Migrationsgemeinden bestehen aus Personen, die aus derselben Gegend kommen oder deren Mitglieder sich bereits vor der Migration kannten. Andere Migrationsgemeinden entstehen durch Nachbarschaft im Aufnahmeland, d.h. durch Konzentration von MigrantInnen aus denselben Ländern oder Regionen in manchen Bezirken und Ortschaften. Zu diesen Konzentrationen kommt es einerseits aufgrund der materiellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, andererseits, weil die Leute die Nähe von Bekannten oder Landsleuten suchen. Andere Migrationsgemeinden wiederum bestehen aus einer ganzen Dorfgemeinschaft, die gemeinsam in die Fremde gezogen ist.<sup>26</sup> In diesen Fällen wird das Phänomen der Kettenmigration besonders anschaulich.

Die Migrationsgemeinde, von der hier berichtet wird, besteht aus Leuten aus derselben Region, die zum Teil nah beieinander, zum Teil zerstreut in anderen österreichischen Bundesländern oder Ländern der EU leben – und stabile Verbindungen haben. Sie erinnert an eine sogenannte „Diasporagemeinde“. Klassische Beispiele dafür sind etwa chinesische oder jüdische Gemeinden in den USA oder die vietnamesische Gemeinde in Belgien. Im Unterschied zu klassischen Diasporagemeinden ist für diese Gemeinde die geografische Distanz zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland sehr gering. Gerade diese geografische Nähe und die zunehmende Mobilität aufgrund der Verbilligung der Transport- und Kommunikationsmittel ermöglichen einen regelmäßigen Kontakt sowohl mit Mitgliedern der Herkunftsregion als auch mit in anderen Ländern lebenden Mitgliedern der Gemeinde. Dies ermöglicht die Entstehung neuer Formen von Diasporagemeinden<sup>27</sup>.

In diesem Fall besteht sie aus Menschen, die sich bereits aus der Heimat kennen, ihre sozialen Verbindungen im Aufnahmeland weiter aufrechterhalten und diese zumindest einmal jährlich durch einen gemeinsamen Aufenthalt in der Heimat bestärken.

Die materielle Bedeutung dieser Gegend als Ort, an dem es möglich ist, die Grundlage für den Lebensunterhalt zu schaffen, nimmt ab, während seine symbolische Bedeutung größer wird. In den Dörfern bleiben nur mehr alte Leute und einige junge Menschen, die noch nicht ausgewandert sind. Monatelang ist dieser Raum praktisch menschenleer, nur zweimal im Jahr zu Zeiten des Urlaubs blüht die Region auf.

Die alt bewährte Art der Beziehung zwischen Verwandten und Nachbarn bleibt in der Fremde bestehen. Dies und die Möglichkeit, hin und her zu fahren, ermöglichen eine symbolische Rekonstruktion der Herkunftsgegend. Sie wird allmählich zu einem Stammort, einem Ort, wo wichtige Ereignisse wie Hochzeiten gefeiert werden und wo der Urlaub gemeinsam verbracht wird.

Diese Lebensordnung hat im Lauf der letzten Jahre eine gewisse Kontinuität erlangt. Ob sie über mehrere Generationen hinweg erhalten bleibt, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt allerdings noch nicht abschätzen.

Dies führt zu folgender Vermutung: Je wirksamer und besser organisiert Migrationsgemeinden sind und je unwirtlicher die Aufnahmegesellschaft wahrgenommen wird, desto stärkere Tendenzen der Selbstabgrenzung entstehen. Dabei können unterschiedliche Grenzlinien gezogen werden. Manchmal verlaufen sie zwischen der eigenen Gruppe und ‚den ÖsterreicherInnen‘ bzw. Leuten aus anderen Ländern, manchmal sogar zwischen der eigenen Gruppe und Leuten aus dem eigenen Herkunftsland, die als fremd erlebt werden, weil ihnen etwa – wie in der bereits zitierten Erzählung – ein anderer Lebensstil zugeschrieben wird.

Dass Leute aus demselben Herkunftsland keine homogene Gruppe bilden, zeigt sich aus folgender Erzählpassage einer Sozialarbeiterin, in der auf die Bedeutung der Politik und der Religion eingegangen wird:

*„In dem Haus war eine schiitische Familie, mit der haben die anderen nichts gesprochen, aus! Also so rigoros. Und das ist mir im interkulturellen Lernen aufgefallen, dass die Familien untereinander, die Zuwanderer, untereinander Probleme haben.“ (Expertengespräch 7/Z 507-526)*

Diese Probleme sprechen dafür, dass die Gruppe der MigrantInnen kulturell vielfältig ist. Gravierende politische oder religiöse Meinungsverschiedenheiten innerhalb eines Herkunftslandes von Zuwandererfamilien bleiben im Aufnahmeland oftmals bestehen, selbst wenn es keine unmittelbaren Anlassfälle für Konfrontationen gibt.

Dazu kommt, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe sehr oft nach der Herkunft definiert wird. Ein Beleg dafür ist die Entstehung von Lokalen, Diskos, Kaffeehäusern für Jugendliche aus verschiedenen Ländern. Daneben können auch andere Kriterien, wie etwa unterschiedliche ideologische Auffassungen sowie die Zugehörigkeit zu den entsprechenden Verbänden, dafür ausschlaggebend sein.

### ► **Private Kontaktpersonen und Initiativen**

Öffentliche und private Beratungs- und Betreuungsstellen sind für Migrantenfamilien wichtige Anlaufstellen bei der Suche nach einer Wohnung. Allerdings kennen viele deren Angebote nicht oder zögern, diese in Anspruch zu nehmen. Dazu kommt, dass in kleineren Gemeinden oftmals keine Beratungsstellen vorhanden sind. So gewinnen gerade dort private Initiativen, die von ÖsterreicherInnen ehrenamtlich getragen werden, für jene eine besondere Bedeutung, die in Österreich weder Familienangehörige haben noch in Kontakt mit Landsleuten, Gemeinschaften oder Vereinen stehen.

Eine Frau, die in einer kleinen Gemeinde ehrenamtlich in der Flüchtlingsbetreuung tätig ist, berichtete, wie eine nicht mehr benötigte Wohnung an eine Familie gegen bloße Bezahlung der Betriebskosten zur Verfügung gestellt wurde:

*„Na ja, die erste Wohnung, eben, wo sie gemeinsam alle gewohnt haben, das war eine schöne Wohnung. Das war eine Eigentumswohnung. Aber sie war halt klein. Und sie ist schon länger leer gestanden. Da hat nämlich eben die Mutter [einer Frau von hier] drinnen gewohnt, und die war lange Zeit schwer krank und ist dann auch in der Wohnung gestorben. Und die Tochter von ihr, (...) die hat immer gesagt, also, mit dieser Wohnung, an die hat sie so fürchterliche ..., also wenn sie da hineingeht, hat sie so fürchterliche Erinnerungen, am liebsten würde sie sie verkaufen. Sie hatten aber zwei Töchter, die schon 14 oder ein bisschen älter waren. Und hat eben so hin und her überlegt, na vielleicht nimmt doch ... ich meine, es ist doch eine schöne Wohnung, vielleicht für die Töchter behalten. Also, die war sich noch sehr unschlüssig, was sie mit der Wohnung macht. Und wie sie dann gehört hat, die Flüchtlinge müssen aus dem Pfarrheim raus, hat sie sofort eben zwei Familien gesagt, sie können drin wohnen. Sie müssen nur die Betriebskosten zahlen.“ (Expertengespräch 17/Z 443-456)*

In den Gesprächen mit ehrenamtlichen BetreuerInnen zeigt sich, dass diese manchmal die Rolle des Garanten für den Aufenthalt von Flüchtlingen übernehmen sowie als Wohnungs- und Arbeitsvermittler agieren. Dies wird etwa an folgender Erzählpassage eines ebenfalls in der Flüchtlingsarbeit tätigen Ehepaares deutlich:

*„Und dort, in einem Zimmer haben sie alle gelebt. Und da haben wir gesagt, na, wir müssen schauen, dass wir eine Wohnung irgendwo herzaubern. Und in unserer Familienrunde war ein Ehepaar, die haben sich [in einem nahe gelegenen Ort] eine größere, eine andere Wohnung gekauft, eine Eigentumswohnung. Und die alte hätten sie eigentlich vermieten wollen, haben aber gesagt, ja, da können die dann rein, mit relativ geringen Kosten, und sie soll ihr ein Bissl im Haushalt helfen bei... Also sehr entgegenkommend. Und gleichzeitig haben wir eine Arbeit für ihn gesucht, weil wir gesagt haben, das mit dem Putzen ist nichts, das kann nicht so bleiben.“ (Expertengespräch 18/Z 138-146)*

Die Gespräche mit ehrenamtlichen BetreuerInnen verdeutlichen zudem, dass diese die Betreuung und Begleitung von Zuwanderer- und Flüchtlingsfamilien sehr oft mit hohem persönlichem Engagement betreiben. Ihr Kontakt mit MigrantInnen kann allerdings emotiv belastend werden, wenn sie als Helfer den Eindruck gewinnen, ausgenutzt zu werden. So erzählt etwa das zuvor erwähnte Ehepaar, wie ihm eine kurdische Frau, die es jahrelang begleitet hatte, die Verantwortung für das Misslingen der Ehe zuschob. Auslöser für gegenseitige Enttäuschungen war in diesem Fall ein ungelöstes Wohnungsproblem:

*Frau: „Ja, mit ihr haben wir eigentlich überhaupt keinen Kontakt mehr. Sie ist abgezogen, hat keine Telefonnummer, rührt sich überhaupt nicht bei mir.“*

*Mann: „Sie hat nur irgendwie durchklingen lassen, dass wir da für das Scheitern dieser Ehe durchaus mitverantwortlich sind.“*

*F: „Er hat uns also erzählt, dass wir da also sehr mitschuldig waren...“*

*M: „Weil wir uns da nicht darum gekümmert hätten, dass sie wirklich eine größere Wohnung kriegen...“*

*F: „... Wir haben versprochen und wir haben gesagt, und haben nichts gemacht.“*

*M: „Und wir hätten also versprochen, dass diese Wohnung dann abgeteilt wird, also diese Ideen, die wir da damals beim Einziehen geschmiedet haben, und das haben wir dann nicht fertig gemacht. Das wäre also der Grund, dass sie in dieser Wohnung dort irgendwie verkümmert sind. In so einer Wohnung kann man eigentlich nicht menschlich leben, nicht. Das war also die Botschaft, die sie uns irgendwie übermitteln hat lassen.“ (Expertengespräch 18/Z 627-643)*

Die Tatsache, dass die BetreuerInnen es nicht schafften, eine größere Wohnung für die Familie zu finden, führt in der Folge zum Abbruch der Beziehung durch die Frau. Ihre scharfe Reaktion könnte man ausschließlich auf individuelle psychische Faktoren zurückführen. Die Härte ihrer inneren Haltung sowie der Vorwurf an ihre BetreuerInnen, dass sie ihr Versprechen nicht gehalten haben und daher mitverantwortlich am Scheitern ihrer Ehe sind, geben allerdings Anlass zur Vermutung, dass möglicherweise ein Missverständnis in der Kommunikation die Frau dazu veranlasst hat, höhere Erwartungen in diese Beziehung zu setzen als ihre BetreuerInnen tatsächlich realisierten.

### ► **Institutionen und Behörden**

Private Initiativen ergänzen die Unterstützungsleistungen von Behörden und professionellen Betreuungseinrichtungen, können sie aber keineswegs ersetzen. Die Träger solcher Initiativen sind für MigrantInnenfamilien eine wichtige Instanz. Von ihnen werden Informationen erwartet. Bei Schwierigkeiten sollen sie helfen. Dies zeigt sich in der folgenden Gesprächspassage, in der eine SozialarbeiterIn von einer Familie berichtet, die Wohnungsspekulanten zum Opfer gefallen ist:

*„Ja ... die Wohnung ist im Erdgeschoß, ziemlich finster und ziemlich kühl. (...) Sie hatten die Wohnung gemietet, und das war so eine von diesen Geschichten, wo eine Wohnung an 20 Leute vermietet worden*

*ist. Sie haben dann diese Wohnung, die sie mieten wollten, verloren – auch das Geld – und sind aus der Wohnung, in der sie vorher waren und eigentlich ausziehen mussten, delogiert worden. Sie haben da im Zuge dessen auch ihr Mobiliar und sämtliche Sachen verloren. Sie sind wirklich mit dem ganzen Mobiliar auf die Straße gesetzt worden, und das Jugendamt hat damals schnell geholfen und diese Wohnung gefunden, die für den Standard und für die Größe auch sehr teuer ist. Das war halt doch so eine Notlösung damals. Und da gibt's auch vom Jugendamt dann eine bestimmte Summe für ... also als Soforthilfe, um die Wohnung einzurichten. Ich weiß nicht, wieviel das ist – nicht wahnsinnig viel: 50.000 oder 70.000 Schilling, glaube ich.“ (Expertengespräch 25/Z 472-484)*

### 2.1.3.2. Die spezifische Situation von Flüchtlingen in ihrer ersten Phase

Nach Beginn des Bürgerkrieges in Jugoslawien Mitte 1991, besonders am Höhepunkt der Krise in Bosnien ab Mitte 1993, kamen vermehrt Flüchtlinge aus dieser Region nach Österreich. Die unmittelbare Erfahrung des Krieges hat das Leben dieser Menschen geprägt. Dies gilt auch für ihre Wohnbedürfnisse und ihre Wohnsituation.

So wird etwa davon berichtet, dass in Flüchtlingsquartieren vor allem in den ersten Tagen nach der Ankunft schwierige Lebensbedingungen entstehen. Diese Heime sind oft überfüllt, was zu Spannungen führen kann, zumal nach dem Gesetz eine längerfristige Berechtigung zum Aufenthalt bis zur tatsächlichen Anerkennung ungewiss bleibt. Flüchtlinge dürfen in dieser Zeit nicht arbeiten. Dadurch haben sie nur wenig Ablenkungsmöglichkeiten und das Gefühl, nicht nützlich sein zu können:

*„Das zweite Problem war die Wohnungssituation. Die vielen Flüchtlinge, die da herausgekommen sind, sind zum Teil in Flüchtlingslagern untergebracht, zum Teil von Verwandten aufgenommen worden. Und das Problem war, dass es ja kein dauerhafter Zustand war, aber man hat auch nicht abschätzen können, wie lang diese Krise dauert. Die Situation da unten ist immer noch nicht so, dass sie gefahrlos wieder zurückkommen können. Man hat sich auch überlegen müssen, was man mit denen macht. Bleiben die jetzt für immer da? Was machen wir mit denen, wenn die wirklich nimmer zurückkommen? Gewisse Zeit hat man sie mehr oder weniger also von der Bundeseite her unterstützt mit taschengeldartiger Unterstützung. Also eine Wohnung zur Verfügung, Taschengeld usw. Aber das kann ja nicht der Sinn der Sache sein. Das heißt, die sind ja mehr oder weniger zum Nichtstun verurteilt gewesen.“ (Expertengespräch 4/Z 70-82)*

Manchen Flüchtlingen fällt es schwer, sich später in Österreich zurechtzufinden, was oft mit den Umständen der Flucht zusammenhängt. So berichtet etwa eine ehrenamtliche Flüchtlingsbetreuerin vom Schicksal einer bosnischen Frau, die mit einem serbischen Mann verheiratet war und im Zuge der Auseinandersetzungen des Bürgerkrieges aus der Familie ausgestoßen wurde: Die Familie ihres Mannes drohte, sie zu verfolgen. Aufgrund ihrer Erfahrungen kann sie es nun nicht ertragen, dass andere Landsleute in Österreich im selben Quartier untergebracht werden:

*„Es hat eine bosnische Familie gegeben, die auch hier einziehen wollte, da ist sie ausgerastet, weil sie gefragt haben, ob noch Wohnungen frei sind. Sie wollte mit niemandem mehr aus ihrem Land zusammen sein. (...) Und dass diese bosnische Familie da einziehen wollte... Da rastet sie aus und schreit: ‚Nein, ich will nicht, mit keinem meiner Landsleute, nicht!‘ Und natürlich für diese bosnische Familie war das fürchterlich. Und sie hat gesagt: ‚Du, ich habe es nicht so gemeint, ich halte nur diesen Druck nicht mehr aus. Es tut mir wahnsinnig leid. Aber ich habe es einfach nicht mehr ausgehalten‘.“ (Expertengespräch 15/Z 363-371)*

Die Erzählung einer bosnischen Frau, die im Zuge des Bürgerkrieges mit ihren drei Kindern nach Österreich geflüchtet ist, verdeutlicht, wie sie die erste Zeit hier erlebt hat. Zunächst ist es noch erträglich, mit vielen

Leuten auf engem Raum zusammenzuwohnen. Sehr bald entsteht jedoch das Bedürfnis nach Rückzug in eine eigene Intimsphäre:

*„Am Anfang war es irgendwie schön: Alle sind in gleicher Not, die Leute sind alle zusammen, sie verstehen sich miteinander. Das hat uns geholfen, die erste Krise zu bewältigen. Und dann später ist es doch anders. Nach ein paar Monaten braucht jeder ein bisschen Ruhe und zumindest sein Licht abdrehen, wenn man schlafen will. Es ist nicht leicht, alte Menschen und Kinder und Raucher und Musik – alles zusammen – wirklich zu haben.“ [Familie B Z 406-412 ]*

Betreuung ist gerade in der ersten Zeit sehr wichtig und kann helfen, sowohl praktische als auch psychische Schwierigkeiten zu bewältigen. Aus der Erzählung dieser Frau wird jedoch deutlich, dass gut gemeinte Betreuung von den Betroffenen selbst auch als Bevormundung, ja sogar als unerträgliches Eindringen in die Intimsphäre einer Familie erlebt werden kann:

*„Und dann später war ich wieder in einer Situation, in der ich viele Dinge nicht verstehen konnte. Diese Betreuung: oh jeh!! (...) Ich hab für 30m<sup>2</sup> – 120 Schilling pro Quadratmeter bezahlt. Soviel kostet in Wien eine gute Miete. Und noch dazu handelte es sich um eine betreute Wohnung. Sie haben einen Schlüssel von meiner Wohnung und können jederzeit hereinkommen. Es darf niemand zu Besuch kommen ... Ja, natürlich, keine Haustiere; da steht unten eine Tafel. Die Gäste dürfen sich nur bis zehn Uhr aufhalten. Na gut, das kann ich schon akzeptieren, aber eigentlich, warum eigentlich kein Telefon, obwohl ich alles zahle? Und die [BetreuerInnen] wollen unsere Reisepässe bei sich haben, und ich brauche den Reisepass, damit ich die Post abhole oder in der Bank etwas ... Dann muss ich extra Wege machen, den Reisepass abholen und begründen, warum. Na, eigentlich habe ich dann wieder gleich einen Weg gesucht, wie kann ich schnell davon weg aus dieser Wohnung gehen. Weil ... es ist doch eine Hilfe – ich musste keine Ablöse zahlen –, aber es hat mich irritiert. Ich gebe alles zurück, und dafür bestimmen sie mein Privatleben nicht. Und da denke ich: ‚Na gut, allein mit drei Kindern ...‘ Aber die haben schon angefangen mit dem Druck. Die Betreuung ist wöchentlich dagewesen. Und mir wurde gesagt: ‚Sie verdienen mehr als 15.000 Schilling, jetzt sollen Sie eine Wohnung suchen am freien Wohnungsmarkt.‘ Und ich sage: ‚Das mach ich gerne, aber ich finde nichts Günstiges. Ich muss sicher noch fast ein Jahr hier wohnen und mich besser umschaun, was möglich ist.‘ Und ... na, ja, dieser Druck hat nicht aufgehört. Jeden Monat ging es weiter.“ [Familie B Z 412-439]*

Dieses Beispiel zeigt, dass die Frau die Betreuung ab jenem Zeitpunkt als Störung zu empfinden beginnt, als sie sich in Österreich bereits wieder einigermaßen zurechtgefunden hat und es ihr gelungen ist, Arbeit zu finden und das familiäre Leben wieder zu reorganisieren. Solange sie allerdings mit ihrer Familie in der ihr von den Betreuern zur Verfügung gestellten Wohnung bleibt, kann sie nicht denselben Freiraum wie in einer Privatwohnung für sich beanspruchen.

Anhand der Erzählungen der befragten Flüchtlingsfamilien zeigt sich weiters, dass diese vor allem dann hohe Wohnansprüche entwickeln, wenn sie große und gut ausgestattete Häuser in ihrer Heimat zurücklassen mussten oder aufgrund der Erfahrungen des Krieges ein besonderes Bedürfnis nach Rückzugsmöglichkeit, Gemütlichkeit und Geborgenheit entwickeln:

*„Na ja, eigentlich für so eine Wohnung, das ist eh sehr knapp mit dem Geld. Aber ich habe mir immer gedacht: ‚Wenn ich einmal rausgehe, eine Chance hab, vom Flüchtlingslager rauszugehen, dann weiß ich, was ich mindestens will.‘ Ich hab einmal alles gehabt, einmal alles geschafft, bis ich dreißig Jahre alt war. Mit drei Kindern haben wir eine Zweizimmerwohnung in Sarajewo gehabt und ein Wochenendhaus selber gebaut. Das war wieder so eine Ausgleichsarbeit: Mit den Leuten zu arbeiten und etwas Handwerkliches zu schaffen. Es ist uns wunderschön gelungen.“ [Familie B I Z 114-123]*

### 2.1.3.3. Das gravierende Problem der Raumnot

Zuvor wurde bereits anhand statistischer Analysen nachgewiesen, dass viele Migrantenfamilien in kleinen Wohnungen unter extrem knappen Raumverhältnissen leben müssen.

Die Erfahrungen der befragten SozialarbeiterInnen und Familien gehen mit den statistischen Befunden konform. Viele Zuwandererfamilien bringen ihre Unzufriedenheit über die beengten Wohnverhältnisse zum Ausdruck. Aus den Gesprächen geht auch hervor, dass die Verschlechterung der Wohnverhältnisse zu den schlimmsten Folgen nach der Migration zählt. Für viele bedeutet die Ankunft in Österreich, ihre Wohnbedürfnisse radikal umstellen zu müssen, vor allem deshalb, weil die Wohnungspreise meist viel höher als im Heimatland sind.

Die Erzählung von Frau Nedinca nach ihrer Ankunft in Österreich spiegelt diese Erfahrungen wider:

*„Die Wohnung war ein Problem, das hat man sehr deutlich gespürt. Weil wir haben wirklich dringend eine Wohnung gebraucht. Ich hab monatelang bei meinem Bruder in einem Zimmer-Kabinett mit zwei Babys gelebt. Das waren vier Erwachsene, zwei Babys in einem Zimmer-Kabinett. Das war unerträglich. Ich konnte keine Wohnung finden. Oder sie waren sehr teuer und (...) Ausländern kann man alles verkaufen. Auch die schlechten Wohnungen sind für Ausländer irgendwie gut. Und wenn es eine bessere Wohnung gewesen ist, kriegt man sie nicht, weil wir Ausländer sind. Oder das ist zu teuer. (...) Obwohl, seit ich in Wien bin, musste ich 6.300 Schilling zahlen. Und das ist für mein Verständnis zu viel Geld.“*  
[Frau Nedinca Z 487-496]

Die Erzählung von Herrn Milidić macht ebenfalls deutlich, dass die Suche nach einer Wohnung mit großen Belastungen verbunden ist:

*„Dann hatten wir große Probleme mit der Wohnung, du weißt, wie hier die Situation bei Ihnen ist. Das wenige Geld, das wir mithatten, nahmen sie uns. Zuerst nahmen uns die Firmen, die Wohnungen vermieten, das Geld. Dann die Makler, gib ihnen schwarz 3.000 Schilling, gib für dieses und jenes... wir haben sie gut bezahlt. So haben wir uns am meisten wegen der Wohnung abgeplagt. Wir zahlten für die erste Wohnung, wie viele Quadratmeter hatte die? [fragt seine Frau] Das weiß ich nicht. Es war eine kleine Wohnung. Für Zimmer und Küche zahlten wir fast 5.000 Schilling. Die nächste Wohnung nahmen wir wieder für drei Jahre. Ich habe sie ganz renoviert, das Wasser eingeführt, ein Bad und WC gemacht, Dusche, ausgemalt, unten eine Isolation gemacht und alles, ich habe alles gemacht, wie es sich gehört. Dann nach drei Jahren sind wir ausgezogen. Alles ist so geblieben. Der Vertrag war abgelaufen und wir mussten dann etwas Dauerhaftes nehmen, und wir sahen, dass das [meint die jetzige Wohnung] auf eine Art und Weise unsere Lösung war. Wenn du schon zahlst, zahl für eine neue Wohnung. (...) So zahlst du genauso viel. Für einige alte Wohnungen, die man wirklich renovieren muss, die schrecklich sind, du weißt selber, auch das hat uns Sorgen bereitet. Diese Wohnung, Papiere, Visa, und so haben wir es uns irgendwie erkämpft.“* [Familie Nedinca II Z 175-198]

Ähnlich erging es einer Familie, die nach Angaben einer Flüchtlingsbetreuerin erstaunt über die am freien Wohnungsmarkt geforderten Preise war, nachdem sie einige Jahre mit Unterstützung sehr günstig gelebt hatte. Im Vergleich zum Heimatland empfand sie diese als ungewöhnlich hoch:

*„Da haben sie dann gesagt: ‚Soooviel müssen wir zahlen?‘ Ich weiß nicht, es war für die halt ... na gut möbliert haben sie sich die Wohnung eigentlich selber ... Küche war, glaube ich, eingerichtet, aber sie mussten dann ein paar tausend Schilling zahlen inkl. Betriebskosten. Es war also ... für Wiener Verhältnisse billig. Vielleicht 5.000 oder so, aber es haben ja die Söhne dann in der Lehre ja auch schon mitverdient und ... ah ... ja, da waren sie einmal sehr von den Socken. Also, dass das halt so viel kostet dort. Da haben sie mich dann auch einmal gefragt, was wir zahlen, aber ich habe gesagt: ‚Das ist eine Eigentumswohnung, da zahlt man weniger als wenn man sozusagen in Untermiete ist oder Hauptmiete.‘ Na und dann im*

*Caritas-Haus, da war also die Miete sehr angepasst. Weil da fallen ja eigentlich ... ja, nur die Betriebskosten ... und da hat am Anfang, glaube ich, denen, die noch ... also drei Familien waren da drinnen, die noch nichts verdient haben, die haben ... denen ist dann ein Teil von der Pfarre gezahlt worden, von den Betriebskosten. Das war eigentlich sehr christlich. Und jetzt in der Hausbesorgerwohnung ... na ja, da zahlen sie ja überhaupt nichts.“ (Expertengespräch 17/Z 469/484)*

SozialarbeiterInnen berichteten auch davon, dass jene Familien, die engen Wohnverhältnissen zu entfliehen versuchen, oftmals ihre finanziellen Grenzen übersehen und aufgrund der hohen Mieten Schwierigkeiten haben, die Wohnungen auch zu bezahlen.

*„Das Problematische daran war, dass viele Leute auch nicht beachten, wenn sie aus sehr engen Wohnverhältnissen kommen: Die Wohnungen in den neuen Großsiedlungen sind eigentlich sehr teuer. Eine Wohnung in der Größe, wie sie die Familie (...) bewohnt, das sind ca. 80 m<sup>2</sup>, kommt also doch schon auf 5.900, 6.000 Schilling, gell? Jetzt kriegen die Leute natürlich auch Wohnbeihilfe – wobei hierbei sehr strenge Richtsätze gelten – das heißt, wenn man dann noch ein paar Schilling darüber ist, dann kriegt man keine Wohnbeihilfe, muss aber die komplette Miete bezahlen. Das ist das, was sehr viele gebürtige Ausländer natürlich trifft, die aus einer sehr niederen Einkommenschicht kommen. Es ist einfach nicht mehr zu schaffen, dort zu wohnen. Ja, die Familie zog dorthin, und es gab auch gleich sehr schnell finanzielle Probleme.“ (Expertengespräch 14/Z 125/138)*

Die Knappheit an Platz zwingt Familien dazu, die Räume so zu gestalten, dass sie sowohl als Wohn- als auch als Schlafräume genutzt werden können. SozialarbeiterInnen berichten von Familien, in denen sogar Betten aufgeteilt werden müssen. Nicht selten schlafen Kinder und Erwachsene in einem Raum zusammen, wodurch Kinder gezwungen werden, sich dem Zeitrhythmus der Erwachsenen anzupassen und oft erst spät ins Bett kommen. Dies bleibt nicht ohne Konsequenzen für ihre schulischen Leistungen. Für Eltern wiederum bleibt unter diesen Bedingungen kaum Raum für Intimität.

Wie eine Familie, die unter besonders beengten Wohnverhältnissen lebt, mit dieser Situation umgeht, wird aus folgender Erzählpassage einer SozialarbeiterIn deutlich:

*„Und die Wohnung hat einen kleinen Vorräum mit einem Badezimmer, dann einen großen Wohnraum, eine Küche, die so ungefähr 10m<sup>2</sup> hat, und dann noch einen kleinen Schlafräum; der hat auch 10-12m<sup>2</sup>. Das ist die ganze Wohnung. Elf Personen – zwischendurch 13 Personen – haben in diesen zwei Räumen gewohnt und geschlafen. Und wie gesagt, sie ist auch sehr, sehr sparsam eingerichtet (...). Also, sie sind erstens einmal ziemlich dicht besetzt, die Betten, und ... ja, es schlafen dann halt alle in den zwei Räumen eng aneinander. Wie genau das aufgeteilt ist, weiß ich nicht. Haben sie mir einmal erzählt, aber ich hab's vergessen. (...) Also, ich glaube die Eltern mit den kleineren Kindern und die anderen zusammen im anderen Raum, oder irgendwie so. Also Intimität gibt es da nicht (...). Mir ist jetzt noch etwas eingefallen, auch zur Intimität: Als M. [die ältere Tochter] dann ihre eigene Wohnung bekommen hat, da war zum Teil bei ihren Eltern irgendwann einmal eine Zeit lang der Boiler kaputt, da gab's nur kaltes Wasser. Und da sind sie dann, nachdem ihre Wohnung in der Nähe ist, so reihum duschen gefahren. Und irgendwann, so zwischendurch, haben sie einmal erzählt – ich glaube sie hat das erzählt ... da hat sie gesagt: ‚Ja, ich bin jetzt da, weil meine Eltern sind bei mir und duschen, und weißt du? Ich lass sie da ein paar Stunden alleine.‘ So ungefähr – sie hat das so hintenrum formuliert, aber da ... da hat's bei mir dann auch so Klick gemacht, da habe ich mir gedacht, aha, das sind so die kleinen Räume, wo Intimität geschaffen wird. Auch von ihr aus, dass sie da sagt: ‚Ich räume meine Wohnung für ein paar Stunden, und meine Eltern sind dort.‘“ (Expertengespräch 25/Z 484-523)*

Einige der befragten SozialarbeiterInnen berichteten sogar davon, dass manche Familien, mit denen sie in Kontakt gekommen sind, tagsüber nicht verwandte Personen als Bettgeher aufgenommen haben. Dies erinnert an vergangene Zeiten hierzulande. Bis 1914 war in Wien die Aufnahme von Bettgehern in armen Arbei-

terfamilien weit verbreitet, um Haushalten eine zusätzliche Einkunftsquelle zu garantieren. Die Kontakte zwischen den Mitgliedern einer Familie und ihren Gästen war eher distanziert. Vor allem Kinder litten unter der Anwesenheit von fremden Personen. Ab 1917 wurde dieses Phänomen seltener<sup>28</sup>, bis es verschwand.

In der ersten Phase der Migration nach dem Zweiten Weltkrieg waren Bettgeher wieder in Wohnungen von zugewanderten Familien sichtbar. Heute ist dieses Phänomen allerdings wieder weitgehend verschwunden: „1974 waren Massenquartiere, ghettoisierte Wohnhäuser und in den Wohnungen selbst zahlreiche familienfremde Personen als Bettgeher oder Untermieter noch recht zahlreich anzutreffen. Derartige, an frühindustrielle Verhältnisse erinnernde Wohnformen haben sich weitgehend aufgelöst“.<sup>29</sup>

Diese Ergebnisse stimmen mit aktuellen Beobachtungen von SozialarbeiterInnen überein. So kann die Präsenz von BettgeherInnen heute durchaus als eine Ausnahmerecheinung gesehen werden. Dennoch lässt sich dieses Phänomen nach wie vor beobachten, wie folgende Aussage zeigt:

*„Sie haben eine sehr winzige Wohnung, Altbau, Substandard, die haben nie die Tür zugesperrt, also brauche ich nur aufmachen und rein gehen. Das ist nur ein Raum mit ein paar Matratzen halt rundherum, und da schlafen alle. Mir wurde dann schon klar, wie ich es da gesehen habe, dass dort ein 8-jähriges Kind nicht zur Ruhe kommt, wenn dann da Erwachsene in demselben Raum sind.*

*Die haben auch dort dieses Bettgeheresystem, also irgendwelche Freundinnen und Freunde oder Bekannte, die in der Nacht arbeiten, kommen dann am Tag dorthin schlafen. Also die sind schon sehr extrem. Das ist nicht die Norm der Leute, die bei mir im Sprengel wohnen.“ (Expertengespräch 7/Z 243-252)*

Die Gründe, weshalb einige Migrantenfamilien Bettgeher auch heute noch akzeptieren, lassen sich nicht eindeutig klären. Die extreme Armut der Familien, bei denen diese Praxis beobachtet wurde, sowie die Tatsache, dass es sich um eine Ausnahmerecheinung handelt, sprechen für eine ökonomische Strategie, um das Haushaltsbudget aufzubessern. Denkbar ist jedoch auch, dass manche Familien aus Solidarität selbst unter extremsten Bedingungen bereit sind, Verwandte, Nachbarn und Freunde aus der Heimat bei sich aufzunehmen.

#### 2.1.3.4. Wohnung und Gesundheit

Sowohl der physische als auch der psychische Gesundheitszustand von Migrantenfamilien hängen sehr stark mit ihrer sozialen Situation zusammen. Es gibt zunehmend Indizien dafür, dass psychosomatische Krankheiten aufgrund der Wohnsituation entstehen können, bei denen auch andere Faktoren Einfluss haben. Dabei handelt es sich offensichtlich um komplexe Prozesse, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Im Folgenden wird nur auf physische Beeinträchtigungen aufmerksam gemacht, die durch schlechte Wohnverhältnisse bedingt sind.

Aus den Gesprächen mit den befragten SozialarbeiterInnen und Migrantenfamilien lässt sich folgende Vermutung ableiten: Je schlechter die Wohnverhältnisse von Familien sind, desto eher haben sie mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen zu kämpfen. Besonders betroffen davon sind Kinder. SozialarbeiterInnen berichteten in diesem Zusammenhang, dass sie mit Fällen konfrontiert wurden, in denen etwa feuchte Wohnverhältnisse zu Asthma, Bronchitis und Pilzerkrankungen, manchmal sogar zu Haarausfall geführt haben. Dies wird etwa an folgender Erzählpassage einer Sozialarbeiterin über eine Zuwandererfamilie deutlich, die in einer feuchten Kellerwohnung lebt:

*„Es ist wie gesagt eine Kellerwohnung, es ist eine feuchte Wohnung, es ist eine Wohnung mit wenig Licht, da haben wir schauen müssen, dass der Boden in Ordnung kommt, weil es ja kalt von unten ist. Sie haben keine Betten gehabt, sie haben mit Matratzen am Boden geschlafen, sie schlafen immer noch mit Matratzen am Boden. Trotz aller unserer Bemühungen. Die Kinder sind sehr oft krank, wir haben dann gesagt, sie sollen regelmäßig in die Elternberatung kommen, die in unmittelbarer Nähe ist. Sie kommt jeden Monat vorbei, dass sozusagen die Kinder wenigstens eine ärztliche Kontrolle haben, weil der Vater macht ja nichts, aber die Mutter ist immer sehr besorgt.“ (Expertengespräch 11/Z 93/110)*

### ► *Betreuung in Institutionen*

Die Gespräche mit Zuwandererfamilien machten deutlich, dass vor allem Familien aus ländlichen Regionen die Pflege von kranken Angehörigen als familiäre Verpflichtung ansehen. Der Besuch in einem Spital stellt grundsätzlich kein Problem dar, ganz im Gegenteil. Sich im Krankenhaus untersuchen zu lassen, ist eine Garantie für eine gute Behandlung. Dies wird aber oft nur dann akzeptiert, wenn eine Behandlung unbedingt notwendig ist und von der Familie nicht selbst geleistet werden kann, wie etwa in Falle einer Operation oder einer Entbindung. Dies ändert allerdings nichts an der Wertvorstellung mancher Familien, von denen erzählt wurde, dass Kranke zu Hause gepflegt werden sollen.

Für Familien, die in kleinen Substandardwohnungen leben, bedeutet die Pflege eines schwer kranken Verwandten bzw. eines Behinderten eine zusätzliche Belastung. Unter diesen Bedingungen kann die Einlieferung eines kranken Familienangehörigen als Erleichterung erlebt werden, auch wenn sie mit Schuldgefühlen verbunden ist, wie aus folgender Erzählpassage einer im Gesundheitsbereich tätigen Sozialarbeiterin hervorgeht:

*„In der Zwischenzeit wurde die Tochter in einem Wohnheim untergebracht, was sowohl für die Mutter als auch für die Schwester an und für sich eine große Entlastung war. Also, die Schwester hat dann wirklich die Möglichkeit gehabt, auch so eine selbstständige Entwicklung durchzumachen und nicht immer sozusagen Arm und Fuß der anderen zu sein. Und auch für die Mutter war es eine sichtbare Entlastung, obwohl sie anfangs ganz, ganz starke Schuldgefühle gehabt hat, dass sie jetzt sozusagen nicht in der Lage ist, für die Kinder zu sorgen. Und ... jetzt ist dieses Kind in einem Heim, das war wie ein Makel für sie.“  
(Expertengespräch 21/Z 162-180)*

Dieser und ähnliche Berichte werfen die Frage auf, warum die Einlieferung eines Verwandten in ein Spital bzw. in ein Pflegeheim als unerwünscht, ja sogar als Schande aufgefasst werden kann. Vielleicht liegt eine mögliche Erklärung im bereits zitierten Bericht: Jene Frau war „nicht in der Lage, für dieses Kind zu sorgen“. Daraus lässt sich folgende Vermutung ableiten: Dort, wo die Für- und Vorsorge der Mitglieder einer Gesellschaft lange Zeit hindurch hauptsächlich oder gar ausschließlich durch familiäre Leistungen garantiert wurden, sind diese Verhaltensmuster tief verankert. Diese Werte ändern sich tendenziell langsamer als die äußeren materiellen Rahmenbedingungen. In einem neuen sozialen Kontext, in dem die öffentliche Krankenfürsorge für die Bewohner eines Landes eine Selbstverständlichkeit ist, können Neuzuwanderer in Konflikt mit dieser sozialen Organisation geraten. Öffentliche Dienste werden von ihnen als Zusatz, nicht aber als Ersatz ihrer verinnerlichten Verantwortungen akzeptiert.

Dies trifft selbstverständlich nicht für alle im selben Ausmaß zu. Konkrete Verhaltensweisen, von denen erzählt wurde, lassen sich aber ohne Hinweis auf Mentalitätsunterschiede – in diesem Falle mit unterschiedlichen Einstellungen zu familiären Verbindungen sowie zum Staat – nicht befriedigend erklären. Weiters ist zu bedenken, dass aus mehreren Gründen Arztbesuche bzw. Spitalsaufenthalte in der Türkei für viele keine Selbstverständlichkeit sind. Dies hängt damit zusammen, dass Arztbesuche und Spitalsaufenthalte in der Türkei mit Kosten verbunden sind, die sich viele nicht leisten können. Darüber hinaus sind viele dem Gesundheitswesen gegenüber kritisch eingestellt. Zu bedenken ist weiters, dass für viele, gerade in ländlichen Regionen der Türkei, Ärzte und Krankenhäuser nur schwer erreichbar sind.

## 2.2. Wie Migrantenfamilien ihr Wohnen gestalten

### 2.2.1. Die Wohnung als Symbol

#### 2.2.1.1. Investitionen in die Wohnung

Das Bemühen, die eigene Wohnung komfortabel auszustatten, kann zu Missverständnissen zwischen ÖsterreicherInnen und Migrantenfamilien führen. Manchmal wird diesen vorgeworfen, dass sie nicht sparen bzw. dass sie für manche Dinge viel ausgeben, bei denen gespart werden könnte, wie z.B. bei der Heizung. Dies wird etwa an folgendem Beispiel aus der Erzählung einer Flüchtlingsbetreuerin sichtbar:

*Frage: „Wo haben Sie Ihre Verständnisschwierigkeiten gehabt?“*

*Antwort: „Zum Beispiel die Einsicht, dass man nicht alles neu haben muss und dass sie sich das auch nicht leisten können. Ich habe das nicht herüber gebracht. Es war nicht möglich. Auch was das Kind betroffen hat: Ich meine, sie haben es immer derartig heiß in der Wohnung gehabt und er war ständig verkühlt, wahnsinnig viel verkühlt und krank und da sind sie immer gleich ins Krankenhaus gefahren.“  
(Expertengespräch 18/Z 1334-1346)*

In diesem Beispiel zeigt sich, wie die Ausgaben der Familie nicht mit ihrer ökonomischen Situation konform gehen und sogar dazu führen, dass die Gesundheit des Kindes beeinträchtigt wird. Der konkrete Hinweis auf unverständliche Hitze in der Wohnung gibt Anlass zur Vermutung, dass diese Familie anfangs in Österreich Anpassungsschwierigkeiten gehabt hat. Es ist eine gewisse Zeit notwendig, bis Menschen sich daran gewöhnen, mit ihnen unbekanntem Einrichtungen – wie etwa einem technisch gesteuerten Heizungssystem – umgehen zu lernen und die daraus entstehenden Kosten richtig einzuschätzen. Der Mangel an Kenntnissen und Information sowie Heimweh kann zu Ausgaben von horrenden Beträgen etwa beim Gebrauch des Telefons führen. So berichtete eine Sozialarbeiterin von einer Frau aus der Osttürkei, die in zwei Monaten eine Telefonrechnung von 40.000 Schilling verursacht und dabei ihre Familie verschuldet hatte. Dazu kommt auch, dass Geld für sie möglicherweise in der Heimat vorher einen geringeren Stellenwert hatte, weil der materielle Austausch von Gütern und Dienstleistungen anders geregelt wurde.

So erzählt Frau Milidić von ihren Schwierigkeiten im Umgang mit Geld in der ersten Zeit in Österreich:

*„Ja, die alten Migranten, die schon seit 20 Jahren hier sind. Sie haben schon irgendwie diese innere Struktur, diese österreichische Struktur gelernt. Sie haben zuerst gelernt, dass Geld sehr wertvoll ist. Als wir nach Wien gekommen sind, habe ich überhaupt nicht mit dem Geld umzugehen gewusst – verstehen Sie, was ich meine? Ich konnte nicht mit Geld umgehen, das ist richtig. Weil ich habe ... wir haben ganz andere Kriterien für finanzielle Angelegenheiten. Und als wir nach Wien kamen z.B. hat mein Onkel alles berechnet. So z.B. die Wohnung kostet soviel; oder die Nahrung, die Lebensmittel, das kostet so viel, das muss man irgendwie teilen oder so. Für uns war das am Anfang unvorstellbar, weil wir waren – wir sind – eine Familie.“ [Familie Milidić Z 301-308]*

In dieser Schilderung zeigt sich, wie der hier in Österreich praktizierte Umgang mit Geld nach einem Lernprozess für beide Generationen in dieser Familie verlangt. Der Wechsel in eine andere Gesellschaft impliziert eine Reihe von Umstellungen, die auch die materielle Organisation des Alltags betrifft.

Manchmal kommt es vor, dass Familien zwar sparen, dafür aber Geld für Dinge ausgeben, die in Österreich unüblich sind. Daher die Schwierigkeit, ihr Verhalten von außen her zu verstehen. So erzählte Familie Mirenković von den Vorbereitungen für die Hochzeit eines Cousins, die im Juli 1998 stattgefunden hat. Die Feierlichkeiten dauerten drei Tage, wobei 600 Leute eingeladen waren. Insgesamt, so wurde berichtet, kostete die Hochzeit 500.000 Schilling. Um erklären zu können, wie eine Arbeiterfamilie für diese Kosten aufkommen kann, muss der Kontext von Tradition mitberücksichtigt werden, in dem diese Feierlichkeiten stattfinden. Bei der Geburt eines Kindes wird ein Verwandter als Taufpate ausgesucht. Dieser geht unter anderem die Verpflichtung ein, die Rolle des Trauzeugen bei der künftigen Eheschließung seines Taufkinds zu übernehmen. Für die Kosten der Hochzeit kommen die Eltern jedes neuen Ehepaars und auch ihre jeweiligen Taufpaten auf. Eine spezifische Auffassung von Verwandtschaft ermöglicht diese Aufteilung von Aufwendungen unter Familien. Die Feierlichkeiten bestätigen die sozialen Verbindungen unter den Beteiligten. Ebenso lassen sich bei der Art, mit Geld umzugehen, konkrete Wertvorstellungen erkennen: Reich ist nicht so sehr, wer mehr spart, sondern wer – zu gegebenen Anlässen – großzügig ausgibt. Zwar sind mit hohen Kosten verbundene Feierlichkeiten zu manchen Anlässen auch in Österreich ein wichtiger Indikator für sozialen Status. Das Besondere in der Erzählung von Familie Mirenković ist die Art, wie diese Ausgaben erfolgen: Sie verleiht Menschen – dem Taufpaten und den Eltern des Ehepaars – Prestige und bestärkt gleichzeitig ihre Zugehörigkeit zu einer Gemeinde.

### 2.2.1.2 Überwindung von Grenzen durch moderne Kommunikations- und Verkehrsmittel

Die überwiegende Mehrheit der in diesem Forschungsprojekt befragten Familien besaß eine Stereoanlage, TV mit Video sowie einen Kabelanschluss oder eine Satellitenanlage. Dabei fiel auf, dass die Geräte während der Gespräche die meiste Zeit in Betrieb waren. Sehr oft lief der Fernseher im Hintergrund, selbst wenn der Ton ausgeschaltet war.

Ein Kabelanschluss oder eine Satellitenanlage ist von Bedeutung, weil diese den Empfang von Sendungen aus der Heimat ermöglichen. Der technische Fortschritt der Kommunikationsmittel und ihre Weiterverbreitung unter der Bevölkerung dank sinkender Preise bleibt nicht ohne Konsequenzen für das Leben in der Migration, zumal das Fernsehen immer mehr an Einfluss gewinnt.

Die gegenwärtig vorhandenen Verkehrs- und Kommunikationsmittel tragen zur Überwindung von geografischen und kulturellen Grenzen und folglich zur Mobilität bei. Film oder TV-Sendungen vermitteln etwa nicht nur Unterhaltung, sondern sind auch Träger einer Sprache mit bestimmten Färbungen, Lebens- und Denkweisen. Verkehrs- und Kommunikationsmittel können dazu führen, dass vertraute Lebenswelten, in denen sich Menschen auskannten, langsam relativiert werden. So erklärt sich etwa die Übertragung vieler städtischer Lebensweisen auf ländliche Gebiete. Dieselben Verkehrs- und Kommunikationsmittel können aber auch den gegenteiligen Effekt bewirken. Dies betrifft selbstverständlich nicht nur das Leben von Zuwandererfamilien. Dadurch müssen neue Aspekte in der Frage der Integration von MigrantInnen beachtet werden.

In dem Maße, wie eine Fahrt – oder ein Flug – in die Heimat billiger und es auch zunehmend problemloser wird, zu Hause täglich TV-Kanäle aus dem Heimatland zu empfangen, ändert sich das alte Dilemma „Verbleiben oder Rückkehren“. Der frühere Gegensatz verliert an Schärfe. Dafür wird eine Vielfalt neuer Formen der Gestaltung des Familienlebens in der Fremde möglich.

In einem Wohnumfeld, in dem ständig Sendungen bzw. Videokassetten aus der Heimat laufen, kann der Alltag für Menschen, die sich in der Fremde besonders isoliert fühlen, wie etwa Kranke, ältere MigrantInnen, Hausfrauen, erträglicher werden, auch wenn sie von zu Hause nicht weggehen dürfen bzw. können. Daraus ergibt sich folgende Vermutung: Die neuen Kommunikationsmittel tragen zum Erhalt der Muttersprache bei und helfen, Erinnerungen sowie ein Zugehörigkeitsgefühl zur Heimat zu bewahren. In dem Maße aber, wie sie das Interesse der Familie in Anspruch nehmen, während gleichzeitig kaum Kontakte mit ÖsterreicherInnen bestehen, werden diese Verbindungen zu ÖsterreicherInnen noch schwächer. Gute Möglichkeiten, die deutsche Sprache zu lernen, können verloren gehen.

Daraus lässt sich folgern, dass zunehmende Fortschritte bei der Verbesserung von Verkehrsmitteln und Kommunikationsmedien die Erfahrungen der Migration sowie die Voraussetzungen für die Integration im Aufnahmeland entscheidend beeinflussen. Insgesamt gesehen bleiben die neuen technischen Errungenschaften nicht ohne Konsequenzen im Hinblick auf die Integration von MigrantInnen. Satellitenanlagen, Kabelfernsehen und andere Kommunikationsmedien können zu einer Bereicherung und zum Aufbau komplexer Identitäten<sup>30</sup> führen. Dies passiert, wenn Zugewanderte allmählich Leute im Aufnahmeland kennen lernen, gleichzeitig ihre Sprache bewahren und in Kontakt mit ihrer Heimat bleiben. Die neuen Transport- und Kommunikationsmittel können aber auch nicht nur zu einer Abgrenzung nach außen führen, sondern auch eine – individuelle oder kollektive – Isolierung gegenüber der übrigen Gesellschaft im Aufnahmeland fördern.

### 2.2.1.3. Autos

Autos haben heutzutage einen hohen symbolischen Wert, da sie gewissen Wohlstand signalisieren. Genauso wie Wohnungen werden sie als erweiterter Raum der Familie eingerichtet. So wies ein im Rahmen des Projekts befragter Psychiater, der mit Zuwandererfamilien arbeitet, auf das Phänomen der „typisch türkischen Autos“ hin:

*„Jetzt kommt diese Familie in die Türkei, und weil sie ja doch auch einen Wert darstellen wollen, kommen sie entsprechend gut angezogen – westlich angezogen –, mit einem großen Auto eventuell – man sieht ja kaum kleine Autos bei ihnen; die fahren immer mit großen, teuren Kübeln. Da sie sich natürlich keinen neuen Cadillac leisten können, kaufen sie so übertragene Amerikaner, die sie aufmöbeln usw. und*

*innen mit Teppichen versehen ... Es gibt so das typische türkische Auto sozusagen.“ (Expertengespräch 24/Z 565-571).*

Die Präferenz mancher Migrantenfamilien für gewisse Automarken, insbesondere für Mercedes, betrifft nicht nur türkische Familien, wie im Laufe der Feldarbeit für dieses Projekt beobachtet wurde. Oft entscheiden sich Männer für den Kauf eines alten Modells einer angesehenen Marke, statt sich einen kleinen neuen PKW anzuschaffen. Der allgemeine repräsentative Wert von bekannten Autofirmen ist eindeutig. Allerdings muss auch mitberücksichtigt werden, dass sich viele Zuwanderer große Autos für den Transport der Familie anschaffen, insbesondere wenn sie über große Strecken und regelmäßig in die Heimat fahren. Sehr oft fördert ein großer PKW die Mobilität von Familien. Dies bestärkt wiederum die Verbindungen mit der Heimat, wobei „das Auto zur Aufrechterhaltung der ambivalenten Existenz“ von MigrantInnen „wesentlich beiträgt“. <sup>31</sup>

Autos werden darüber hinaus auch eingesetzt, um unterschiedliche Tätigkeiten zu erledigen wie etwa den Transport von Waren. Dies erklärt vielleicht, warum eher klassische Limousinen und nicht so sehr sportliche Modelle wie z.B. Porsche ausgesucht werden.

Die Wahl dieser teuren Marken lässt sich auch dadurch erklären, dass viele in der Lage sind, reparaturbedürftige Wagen selbst herzurichten bzw. Freunde oder Nachbarn zu haben, um ihr Auto aus zweiter Hand zu einem geringen Preis verbessern zu lassen.

Unterschiedlichen ExpertInnen, die befragt wurden, ist aufgefallen, dass das Auto eine Sache für Männer ist. Sein symbolischer Wert erscheint als Kompensation für andere Mängel, sodass sein Erhalt in Extremfällen eine Bürde für das familiäre Budget sein kann. Dennoch wird das Auto nicht aufgegeben. Dies kann ein Anlass für Wertkonflikte sein. So halten Hilfsorganisationen Autos für überflüssig und verweigern bedürftigen Familien jede materielle Unterstützung, solange diese nicht auf ihr Auto verzichten.

Im folgenden Beispiel wird der Konflikt zwischen zwei verschiedenen Denkweisen sichtbar. Einerseits zeigt sich die Sichtweise von SozialarbeiterInnen, die Prioritäten mit den vorhandenen Mitteln zur Unterstützung von bedürftigen Familien setzen müssen. Andererseits wird die Sichtweise einer Familie deutlich, die offensichtlich ein Auto benötigt, um ihr knappes Budget aufzubessern.

*„Das ist überhaupt sehr schwierig, wenn die Leute Autos haben, und, ja, das ist anscheinend auch bei österreichischen Familien sehr, sehr wichtig. Aber ich habe das Gefühl, dass bei ausländischen Familien noch wichtiger ist, dass die Männer das Auto haben. Ich höre das auch oft genug. Die sagen: ‚Naja! Ich tue nichts, ich trinke nicht, ich spiele nicht Karten, ich hab keine anderen Frauen, aber zumindest ein Auto!‘ Und selbst wenn das Auto so viel kostet wie die Wohnung. Und das ist sehr häufig so, ja, wenn das schon integrierte Ausländer sind, die möglicherweise in der Gemeindewohnung wohnen, dann zahlen sie für das Auto wahrscheinlich so viel wie für die Gemeindewohnung. Oder sie wohnen in so ganz kleinen Löchern, wo sie auch wenig zahlen. Aber das kann man diesen Männern schwer beibringen, ich als Frau wahrscheinlich noch am allerwenigsten. Und sobald da ein Auto ist, sagen die meisten Hilfsorganisationen auch, ja also, das Sozialreferat überhaupt, sagen die zu Recht: ‚Solange man sich ein Auto leisten kann, das man nicht beruflich braucht, gibt es keine Hilfe. Zuerst einmal soll man das Auto abstoßen, und dann können wir weiterreden‘.*

*Und egal ob das ein neues oder ein altes Auto ist. Und deshalb war es auch bei dieser Familie relativ schwierig, irgendwie vom Sozialreferat Geld zu organisieren, weil die das Auto hatten (...) Die haben zum Beispiel Zeitungen ausgeführt oder Schnee im Winter geräumt und so Sachen. Ja, deshalb hat sich das Auto immer rentiert.“ (Expertengespräch 8/Z 160-180)*

Anhand der Erzählung der Sozialarbeiterin wird deutlich, dass diese Familie viel Wert auf ihr Auto legt. Offensichtlich braucht sie es unter anderem für Nebenjobs. Sein symbolischer Wert erscheint hier nicht

explizit, muss aber hoch sein, da das Auto zum Konflikt führt. Der Ausdruck des Besitzers „Ich tue nichts, ich trinke nicht, ich bin kein Kartenspieler, ich hab keine anderen Frauen, aber zumindest ein Auto“ bringt zum Ausdruck, wie aus der Perspektive des Mannes das Auto als Kompensation für materielle und emotive Frustrationen dient. Allerdings kommt die Gleichstellung von Frauen mit dem Auto ihrer Verdinglichung gleich.

## 2.2.2. Die verlängerte Wohnung

### 2.2.2.1 Cafés, Diskos, Gasthäuser

Für die Wohnsituation sind nicht nur das eigenen Heim bzw. jene Orte, an denen gearbeitet wird, sondern auch andere Räume von Bedeutung, in denen Menschen ihre Freizeit verbringen. Sie können in diesem Sinne als „verlängerte Wohnung“ betrachtet werden. Dazu zählen Parks und Sportplätze, Lokale wie etwa Kaffee- und Gasthäuser, Diskotheken etc. Diese Orte liegen meist im Bereich des Wohnumfeldes und definieren dessen Qualität. Je kleiner eine Wohnung, desto mehr Relevanz gewinnt sie. Dennoch hängt die Bedeutung dieser außerhäuslichen Räume bzw. Plätze nicht nur von der Größe der Wohnung, sondern auch von den Gewohnheiten einer Familie ab. So erzählt eine muttersprachliche Sozialarbeiterin von einer türkischen Familie, die sie gut kennt, deren Mitglieder aber kaum außer Haus gehen:

*„Ich kann nicht glauben, dass sie einmal draußen essen waren, in einem Restaurant oder so. Ich kann auch nicht glauben, dass sie einmal ins Kino gegangen sind. Ich bin einmal mit den Schülern ins Kino gegangen, weil ein türkischer Film gelaufen ist. Da habe ich die Eltern angerufen. (...) Sie [die Kinder] wollten gehen und niemand von der Familie war mit dabei – allein dürfen sie nicht gehen; dann hab ich es organisiert und wir sind hingegangen. Aber ich glaube, diese Familie, besonders die Mädchen, die waren noch nie im Kino. Die Burschen waren wahrscheinlich schon einmal, aber die Mädchen nicht. Und ... Ausflüge oder gemeinsam irgendwo hingehen, spazieren gehen als Familie hat es kaum gegeben... Viele Sachen sind nicht da ... Oder z. B. ein Buch lesen, das ist überhaupt nicht vorhanden. Oder ... normale tägliche Zeitung zu kaufen oder irgendeine Zeitschrift lesen ... solche kulturelle Sachen ... die anderen lesen auch, ja. Total ... ich weiß auch nicht, wie andere österreichische Familien leben, deswegen kann ich das nicht vergleichen.“ (Expertengespräch 20/Z 754-770)*

Hier wird eine extreme Situation einer Familie geschildert. Die Erwähnung, dass sie außerhalb der Wohnung nichts unternehmen, kann ein Hinweis für ihre schwierige ökonomische Situation sein. Sozial benachteiligte Familien sparen dort, wo Ausgaben nicht unbedingt notwendig sind wie etwa bei Freizeitaktivitäten.<sup>32</sup> Die Tatsache, dass sie auf Unternehmungen wie Ausflüge oder Spaziergänge verzichten, lässt auf einen gewissen Grad an sozialer Isolation schließen. Dies ist oft Konsequenz und Begleiterscheinung ökonomischer Benachteiligung – wie etwa Studien über Familien von Langzeitarbeitslosen in Österreich und Deutschland zeigen. Es ist jedoch auch denkbar, dass die soziale Isolation durch die Umstände der Migration bestärkt wird, wenn es Zuwandererfamilien im Aufnahmeland nicht gelingt, ein soziales Netz von Beziehungen wieder aufzubauen.

Die meisten Familien, von denen die befragten SozialarbeiterInnen berichteten, haben soziale Kontakte und verbringen zumindest einen Teil ihrer Freizeit außerhalb der eigenen Wohnung. So erzählt etwa eine Jugendbetreuerin, die mit türkischen Kindern und Jugendlichen arbeitet, über die Gewohnheiten von Familien, mit denen sie in Kontakt gekommen ist:

*„Da spielen vor allem türkische Kaffeehäuser und Wettbüros eine Rolle, für die Mädchen weniger – also die Mädchen gehen da überhaupt nicht rein –, aber Kaffeehäuser zum Kartenspielen (...) Also, ich hör immer wieder Geschichten, in denen Leute Geld verlieren, unglaublich. Ein Mann ist dann ein guter Mann, wenn er nicht raucht, nicht trinkt und nicht im Kaffeehaus sitzt, so in der Art. Und es wird auch in der Erziehung so z.B. ... Ich meine, wir bieten auch Kartenspiele an, aber wir sagen immer: Ohne*

*Geld. Weil bei uns ist das nicht so negativ besetzt. Ich hab da einmal einen Konflikt erlebt zwischen zwei ... also, einem Jugendlichen und dem Onkel vom anderen. Dieser hat ihn beim Kartenspiel erwischt. Und obwohl der Onkel selbst spielt und hat er ihn fertig gemacht, weil er Angst hat, dass die das dort lernen und dann im Kaffeehaus einsetzen, was auch passiert. Ich kenne schon Jugendliche, die spielsüchtig sind. Also, das Kaffeehaus zum Kartenspielen ist insbesondere für männliche Jugendliche genauso wie Wettbüros sehr wichtig. Da hab ich das Gefühl, das ist irgendwie etwas, was noch nicht so klar ist, weil es schon eine Tradition hat. Mehr als bei uns.“ (Expertengespräch 22/Z 1375-1402)*

In den Familien, von denen hier die Rede ist, scheinen diese Orte je nach Geschlecht deutlich definiert zu sein. Dies ist kein Sonderfall. Auch in der zuvor erwähnten Familie gibt es offensichtlich unterschiedliche Erziehungskriterien für Buben und Mädchen. Ferner zeigt sich eine latente Spannung rund um das Glücksspiel. Es ist verpönt, dennoch scheint es unter erwachsenen Männern toleriert zu werden. Vor diesem Hintergrund erklärt sich der zitierte Konflikt zwischen dem Onkel und seinem Neffen.

Ähnliche Regelungen lassen sich in einer weiteren Erzählung über eine andere türkische Familie erkennen:

*„Der Vater ist sehr oft in Kaffeehäuser, sehr oft bei Freunden, sehr oft nicht innerhalb der Familie. Wenn der Vater dieses Bild vorlebt, eifern ihm vor allem die Buben nach, ja. Sie versuchen wirklich, das, was der Vater repräsentiert, selber auch zu übernehmen. Für [den jungen Mann der Familie, von der erzählt wird] war es selbstverständlich, dass er am Nachmittag im Park bei den Freunden beim Fußball ist. Er hat sehr früh auch damit angefangen, sich in Kaffeehäusern aufzuhalten. Auch in Anwesenheit des Vaters hat er dies als Selbstverständlichkeit präsentiert und stieß dabei nicht auf Widerstand.“ (Expertengespräch 9/Z 287/296)*

Die Freizeitorte scheinen alters- und geschlechtsspezifisch definiert zu sein. Gast- und Kaffeehäuser sind Räume für erwachsene Männer. Die ersten Schritte von Jungen im Freizeitumfeld der Erwachsenen erfolgen in beiden erwähnten Fällen unter Aufsicht eines Verwandten, konkret dem Onkel und dem Vater. Im ersten Beispiel ging es um Glücksspiel, hier um den Besuch von Kaffeehäusern, der offensichtlich dann geduldet wird, wenn Vater und Sohn dasselbe Lokal besuchen. In beiden Fällen bestimmen die erwachsenen Männer den Zeitpunkt, ab dem die Jungen wie sie handeln dürfen. Dies ist ein konkreter Hinweis für strenge soziale Kontrolle.

In manchen Fällen versuchen junge Leute, vor allem Mädchen, dieser strengen sozialen Kontrolle zu entgehen, wie die Erfahrungen einer Sozialarbeiterin deutlich machen:

*„[Die Eltern] sagen immer: ‚Ja, wir müssen aufpassen, sie kontrollieren.‘ Und ich sag zu den Eltern, dass sie ihren Kindern vertrauen sollen. Und ich sage den Jugendlichen, dass sie nie lügen sollen. Sie sollen zueinander ehrlich sein. Wenn die Eltern es nicht erlauben, dann versuchen sie die Dinge versteckt und geheimnisvoll. Sie suchen jene Ecken, zu denen keine MigrantInnen gehen, auch Cafés, wenn sie gehen wollen. Sie haben meistens kein Geld dafür, wählen aber solche Ecken, dass sie niemanden treffen können.“ (Expertengespräch 20/Z 903-912)*

#### 2.2.2.2. Parks

Parkanlagen haben die Funktion eines verlängerten Wohnzimmers, insbesondere für Frauen und Jugendliche, wie aus der Erzählung einer Sozialarbeiterin deutlich wird:

*„Na, die Parks sind so ... wir haben einmal so den Begriff ‚Verlängertes Wohnzimmer‘ dafür gefunden. Das ist so ein Aspekt. Dadurch, dass die meisten in die Parks gehen, die in der Wohnumgebung sind – ob der jetzt schiach ist oder schön, aber halt einfach so der nächste Park –, da hat das eben so den Charakter einer verlängerten Wohnung, weil die Wohnungen ja auch oft klein und eng sind.“ (Expertengespräch 25/Z 332-338)*

In den Beschreibungen von JugendbetreuerInnen erscheinen diese Parks als Lebensräume, in denen sich eine Fülle unterschiedlicher Gruppen regelmäßig zu unterschiedlichen Tageszeiten trifft. Aus den Erzählungen geht hervor, dass sich am Vormittag bis zum frühen Nachmittag Kinder, später am Nachmittag dann Jugendliche dort aufhalten. Einige von ihnen, eine Minderheit, bleiben oder kommen erst am Abend in die Parks.

Diese Orte dienen auch als Treffpunkte für junge Männer. Jene, die dorthin kommen, wechseln nach Angaben der befragten BetreuerInnen sehr selten den Ort, bilden sozusagen „Reviere“, in denen sie mit ihren Freunden zusammenkommen. Dadurch können auch Konflikte zwischen unterschiedlichen Gruppen entstehen.

Die Erzählungen der BetreuerInnen machen auch deutlich, dass zudem unterschiedliche Interessen Jugendliche dazu bewegen, in Parks zu kommen. Die Gründe dafür können wie erwähnt darin liegen, dass die Wohnungen zu klein sind. Weitere Gründe sind das Interesse junger Menschen für Sport und Tätigkeiten im Freien sowie der Wunsch, der Kontrolle der Familie zumindest zum Teil zu entfliehen:

*„Bei den Jugendlichen ist der Park sehr stark ein Treffpunkt, natürlich, ein Treffpunkt mit den Freunden und mit Mädchen, soweit sie vorhanden sind. Ja, viele Mädchen – und gerade aus türkischen Familien – dürfen so ab der Pubertät nicht mehr raus. Unter den Kinder ist das Verhältnis so fifty fifty zirka, und bei den Jugendlichen dann ganz anders. Bei den Jugendlichen können wir in einigen Parks die Mädchen an einer Hand abzählen. Sie sind insgesamt weniger, vor allem bei den türkischen und kurdischen Jugendlichen. (...) Natürlich ist auch im Park eine Kontrolle gegeben, weil auch die jüngeren Geschwister, die älteren Geschwister, die Mutter und zum Teil – aber nur sehr selten – die Väter vorhanden sind. Aber in manchen Parks gibt es so Nischen hinter Büschen. Das ist dann eher ein Treffpunkt für Jugendliche. Für die Kinder ist der Park halt auch ein Spielplatz oder auch ein Ort, zu dem man hingeschickt wird, weil die Mutter etwas zu tun hat. Und es ist eben auch der Ort, wo die Freunde sind. Bei den Frauen hat der Park sehr stark diesen Wohnzimmercharakter. Also die Frauen, die regelmäßig draußen sind, die treffen sich dadurch auch regelmäßig, führen ihre Gespräche, die zum Teil auch sehr ... ja, wo's auch um die Probleme geht, die auch zum Teil sehr intim sind – also, was ich so mitgekriegt habe –, wo ich dann auch zum Teil schon überrascht war, mit welcher Direktheit und Intimität sie diese Sachen besprechen, in einer eher größeren Gruppe meistens. Also so ... ja, das Verhältnis zu den Männern z.B. oder zur Sexualität. Viele verbringen dort halt einen Nachmittag. Die älteren Kinder wuseln halt irgendwo herum, die Kleinen sind eher bei den Müttern.“ (Expertengespräch 25/Z 339-370)*

In dieser Beschreibung erscheint der Park als Ort, an dem sich Frauen treffen können und an dem es möglich wird, eine Frauengruppe aufzubauen. Als sozialer Raum ist er somit für jene von Bedeutung, die außerhalb des Hauses kaum etwas unternehmen können. Der Park bietet nicht nur die Möglichkeit, miteinander ins Gespräch zu kommen, sondern auch intime Dinge sehr direkt anzusprechen, eine Einzelheit, die für einen hohen Grad an Unterstützung unter Frauen spricht. Allerdings bleiben diese Frauen ständig unter sozialer Kontrolle, wie aus der weiteren Beschreibung der Jugendbetreuerin hervorgeht:

*„Nicht an unbekannte Orte zu gehen, nicht in Männerräume zu gehen, nicht alleine wohin zu gehen oder – wie eine Frau mir gesagt hat: ‚Nein, in den Park kann ich nur gehen, wenn ich die Geschwister mitnehme.‘ Die Kleinen sind ja auch eine Art von Kontrolle. Also, alleine hat sie oft nicht in den Park gehen dürfen. Außer der Park, der ... zufällig direkt vor der Haustüre liegt. Also in den Park geht's schon, aber in einen anderen, der ein bisschen weiter – also ein paar Blocks weiter – entfernt ist, da darf sie nicht alleine hingehen.“ (Expertengespräch 25/Z 725-732)*

In diesem Zusammenhang ist vor allem die oben zitierte Äußerung „bei den Jugendlichen können wir in einigen Parks die Mädchen an einer Hand abzählen“ besonders interessant. Diese Abwesenheit von Mädchen wird von einer anderen Jugendbetreuerin wie folgt erklärt:

*„Wenn ein Mädchen – vor allem im Jugendalter – allein im Park ist, ohne einen älteren Bruder oder Mutter, gilt sie sowieso als schlechtes Mädchen. Die Jugendlichen sagen: ‚Na, die Mädchen im Park, da kannst keine heiraten.‘ Selbst wenn es Türkinnen sind, überhaupt nicht. ... Und selbst wenn sie nur dort sind und das gleiche machen wie die Burschen und nicht einmal irgendeinen Freund haben. Allein, dass sie da und unkontrolliert sind.“ (Expertengespräch 22/Z 473/631)*

Ähnlich wie erwachsene Frauen werden Mädchen ab der Pubertät streng beobachtet. Wenn sie unbegleitet durch Parks gehen, laufen sie Gefahr, als schlechte Mädchen abgestempelt zu werden, die nicht heiratswürdig sind. Die Mädchen, von denen erzählt wird, gehen in Parks, in denen sie Freunde und Freundinnen treffen. Sie suchen sich aber Ecken, an denen sie kaum beobachtet werden, um einer starken sozialen Kontrolle seitens der Erwachsenen zu entgehen. Wahrscheinlich wechseln sie aus demselben Grund im Unterschied zu den männlichen Altersgenossen mehrmals im Jahr die Parks.

Sie haben Angst, an Orten entdeckt zu werden, an denen sie sich eigentlich nicht aufhalten dürften, es sei denn sie gehen mit jüngeren Geschwistern dorthin. Für Mädchen ist der Park allerdings ein „hartes Pflaster“. Sie müssen sich vor den Buben behaupten und sich dabei viel von ihnen gefallen lassen. Aus all diesen Gründen lassen sich die im Folgenden berichteten „gespannten Verhältnisse“ erklären, in denen einige von ihnen leben:

*„Teilweise leben sie in so gespannten Verhältnissen – die Mädchen noch mehr als die Burschen –, dass ich mir denk: ‚Ein Wunder, wie die das schaffen!‘ Also vor allem, wenn du daheim so eng beisammen und beladen lebst. Es rennen auch sehr viele Mädchen von zu Hause weg, mehr als Burschen. Aber die wenigsten schaffen wirklich so den echten Absprung, da dies meist zum Bruch mit der Familie und mit der ganzen Verwandtschaft führt.“ (Expertengespräch 22/Z 1199-1206)*

Diese Anmerkungen über das hier erzählte Leben der Jugendlichen, insbesondere jenes von Mädchen, weisen auf soziale Organisationsformen hin, in denen von ihnen je nach Alter und Geschlecht präzise Verhaltens- und Umgangsformen gefordert werden. Konkret implizieren diese eine strenge Trennung von Geschlechtern. Da ihnen eindeutige Normen vorgeschrieben werden, lassen sich auch die Konsequenzen erklären, wenn sie diese überschreiten. Die Normverletzung kommt einem Bruch mit der gesamten sozialen Organisation gleich.

Jede kulturelle Antwort bietet allerdings sowohl Risiken als auch Chancen. Was einige junge Menschen überfordert, erleichtert wiederum das Leben anderer. So können strenge Sexualnormen den Adoleszenten einige Probleme ersparen, wie die oben zitierte Jugendbetreuerin bemerkt hat:

*„Also Jungfräulichkeit ist für mich eben nicht so einseitig. Die eine Seite ist, dass Mädchen oder Frauen selbst über ihre Sexualität bestimmen sollen. Und das andere ist... Dadurch, dass die Sexualität bei uns kulturell so akzeptiert ist, kann es auch vorgeschoben werden (...) Das sehe ich bei den österreichischen Mädchen. Die haben dann ihre ersten Erfahrungen mit 13 und sind irgendwie überfordert oder haben sich halt überreden lassen. Und die türkischen Mädchen können halt [den Buben] sagen: ‚Na, schau, ich muss Jungfrau bleiben.‘ (...) Also, es hat auch eine Schutzfunktion (...) Und es ist auch lustig, dass teilweise österreichische Mädchen dann so diese Werte übernommen haben, so: ‚Ich möchte Jungfrau bleiben bis zur Ehe.‘ Also, das ist irgendwie schon ein Austausch. Vielleicht auch, um den Schutz zu genießen.“ (Expertengespräch 25/Z 533-548)*

Die Parks als Treffpunkte für Jugendliche machen Problemfelder deutlich, die zwar nicht ausschließlich Kinder aus Migrantenfamilien, dafür diese aber besonders betreffen. Einige Indizien sprechen dafür, dass an diesen Orten zu gewissen Zeitpunkten radikale ideologische Minderheiten Propaganda betreiben und Drogendealer auftauchen.

Die befragten BetreuerInnen berichteten auch von jungen Menschen mit Problemen in der Schule, die zu Schulschwänzern werden und daher viel Freizeit in den Parks verbringen:

*„Wenn man drei Jahre lang im Park herumhängt, dann denkt man im vierten Jahr: ‚Gut, jetzt ist das keine Glöckerlpartie, es ist auch nimmer so witzig, sondern jetzt schau ich einmal, ja, jetzt spiele ich da den Großstadtindianer‘. Und auch so diese Bandenbildung der älteren jugoslawischen oder türkischen Buben, das machen die österreichischen auch, aber die sind stärker. (...) Die sind schon viel früher auf der Straße und haben sich da durchgesetzt. Ich glaube, dass ihnen das von den Eltern mitgegeben wird: ‚Du musst dich verteidigen. Lass dir nichts gefallen.‘“ (Expertengespräch 8/Z 404-415)*

Für die hier erwähnten jungen Männer wird die Straße zu einem Ort, der es ermöglicht, andere Formen sozialer Integration (wie etwa die Zugehörigkeit zu einem Freizeitverein, Zugehörigkeit zur Klassengemeinschaft) zu kompensieren. So entstehen unterschiedliche Cliques, wobei die Staatsangehörigkeit zu einem Identitätszeichen werden kann, wie die oben genannte Betreuerin berichtete. Das Risiko besteht darin, dass Gruppen von Jugendlichen ihre erlebte soziale Unterlegenheit mit einer Überlegenheit gegenüber anderen Jungen auszubalancieren versuchen.

### 2.2.3. Die Wohnung als Ort der Lebensgemeinschaft

#### 2.2.3.1. Eltern-Kinder-Beziehungen – Kinderbetreuung

Ein Verhalten, das bei SozialarbeiterInnen Unverständnis erzeugt, ist der Umgang mit der Betreuung der eigenen Kinder, wie aus folgender Erzählpassage hervorgeht:

*„Ein zweiter Punkt, bei dem Unterschiede auffallen, ist der Umstand, dass man relativ kleinen Kindern schon viel Eigenständigkeit lässt. Da sehe ich einen deutlichen Unterschied zu inländischen Familien. Man sieht es nicht als problematisch an, fünf- oder sechsjährige Kinder alleine zu Haus zu lassen. Das ist aufgrund anderer Werte einfach üblich.“ (Expertengespräch 1/Z 28-35)*

So beobachtete eine Sozialarbeiterin, wie die Kinder einer ihr bekannten Familie viel Zeit unbetreut im Park verbrachten.

*„Das ist eine kleine Wohnung und die Kinder sind viel im Park. Die treffen sich dort halt dann mit anderen Kindern. Da sind sie auch eben, eigentlich Ausländerkinder mit Ausländerkindern, und das ist selten, eher selten durchmischt. (...) Und sie sind den ganzen Nachmittag unbetreut. (...) Teilweise sind die Eltern nicht da.“ (Expertengespräch 8/Z 372-378)*

In diesem Beispiel wird aufgrund der Abwesenheit der Eltern auf einen Mangel an Kinderbetreuung geschlossen. Oft trifft das zu, etwa wenn die Eltern arbeiten. Ihre Abwesenheit muss jedoch nicht unbedingt bedeuten, dass die eigenen Kinder nicht beaufsichtigt werden, wie die folgende Erzählpassage zeigt. Andere Formen des Umgangs mit Kindern fallen auf. So bemerkte eine Sozialarbeiterin, wie die Kinder in einer von ihr betreuten Familie anders behandelt wurden als es in vielen österreichischen Familien üblich ist:

*„Und die Kinder haben ja fast kein Spielzeug, wenig Anregungen. Die müssen sozusagen in diesem Familienclan so irgendwie mitlaufen. Und die Kleinen rennen immer hinten nach und greinen und weinen und dann kriegen sie irgendwas in den Mund gesteckt. Oder sie kriegen einen Klaps am Hintern und sollen sich ruhig in einer Ecke spielen. Nur mit was? Das ist so die Situation, also altersgemäßes Spielzeug haben die überhaupt keines. Und dass sich jemand ruhig mit ihnen beschäftigt, das habe ich noch nicht erlebt.“ (Expertengespräch 11/Z 115-123)*

Diese Beschreibung entspricht der Organisation von Familie, mit der die meisten ÖsterreicherInnen vertraut sind, nämlich der sogenannten Kernfamilie. Sie besteht aus einem (Ehe)Paar und seinen Kindern und basiert auf ‚vertikaler Solidarität‘, d.h. auf dem Zusammenhalten zwischen Generationen. Die Betreuung von kleinen Kindern impliziert nach dieser Auffassung nicht nur, auf sie aufzupassen, sondern auch sich mit ihnen zu beschäftigen und ihnen das Spielen durch Kauf von Spielzeug zu ermöglichen. Von den Eltern wird somit nicht nur Verantwortung gegenüber ihren Kindern erwartet, sondern auch ein hoher Grad an Kommunikation mit ihnen. Da die Kindheit als eine sehr entscheidende und geschützte Lebensphase verstanden wird, kommt dem Spielen ein pädagogischer Wert zu. Spielen wird somit zu einer spezialisierten Tätigkeit, bei der die passenden Spielgegenstände von Bedeutung sind.

So wertvoll und kohärent diese Auffassung von Familie ist, kann sie dennoch nicht als einzig mögliche angesehen werden. So schildert eine Erzieherin, was in den Parks vor sich geht, in denen sie mit jungen TürkInnen arbeitet:

*„Ja [der Park] ist schon auch so... eine eigene Welt, in die man erst Einblick kriegt, wenn man ein Teil dieser Welt ist. (...) Es gibt einerseits jetzt eben sehr viele türkische Mütter mit ihren Kindern, und es gibt auch so das Vorurteil, dass die Kinder unbeaufsichtigt unterwegs sind, und das stimmt nur bedingt. Es kommt selten vor, dass jetzt eine türkische Mama mit ihrem kleinen Kind da hingehet und dann beim Spielplatz sitzt und schaut, wie das Kind spielt bzw. mit dem Kind spielt, sondern da sind eben mehrere türkische Frauen und irrsinnig viele Kinder und oft ist da die Mutter gar nicht dabei, sondern es ist halt die Nachbarin oder irgendeine Verwandte. Und die Mutter weiß, wenn dem Kind etwas passiert, ist sicher jemand dort, der das Kind kennt und der dem Kind hilft.“ (Expertengespräch 22/Z 488ff.)*

Andere Formen familiärer Lebensgestaltung können zu anderen Prioritäten in der Kinderbetreuung führen. Diese können, selbst wenn sie nach außen nicht deutlich erkennbar sind, sehr wirksam sein. In Lebensgemeinschaften, die auf ‚horizontaler Solidarität‘ beruhen, d.h. in denen es eine gegenseitige Unterstützung zwischen ferneren Verwandten (Onkel, Tanten, Cousins, Schwäger und Schwägerinnen usw.) und auch Nachbarn gibt, können Kinder neben den Eltern auch von anderen älteren Mitgliedern der Familie betreut werden.

Die Vermutung liegt nahe, dass diese Betreuungsformen von Kindern in engem Zusammenhang mit dem Wohnumfeld der Familie stehen. In einem Dorf oder in einer Kleinstadt, in der die Leute sich untereinander kennen, können sich Kinder frei bewegen, ohne deshalb unbeaufsichtigt zu bleiben.

In einer größeren Stadt ist der Einbezug von Nachbarn keine Selbstverständlichkeit mehr, und in der Regel werden österreichische Kinder von den eigenen Eltern, den Geschwistern oder den Großeltern betreut bzw. einer Kinderbetreuungseinrichtung anvertraut.

Kinder aus Migrantenfamilien, die erst seit kurzem in Österreich sind, haben oft Schwierigkeiten mit ihrem Wohnumfeld, finden sich dort oft nicht zurecht und können sich verlaufen, wie die Gespräche mit SozialarbeiterInnen und Migrantenfamilien deutlich machten.<sup>33</sup> Dies erklärt, warum das soziale Umfeld entgegen früheren Gewohnheiten besonders auf sie aufpasst.

Dieser Bedarf nach neuer Orientierung in einem noch unbekanntem Wohnumfeld kann über räumliche Orientierungsschwierigkeiten hinausgehen, wie aus folgender Erzählpassage einer Sozialarbeiterin über die Probleme von Migrantenkindern hervorgeht:

*„Es ist schon so ein Integrationsproblem, wenn man aus einem ländlichen Bereich kommt. Auch die österreichischen Familien, die irgendwo vom Land kommen und dann in eine dicht verbaute Gegend in den 6. Bezirk ziehen, wo kein Baum steht, und dort leben müssen (...) Die Kinder sind ja ganz anders aufgewachsen. Die waren in Jugoslawien und dort immer draußen auf der Straße. Das ist ja dort auch nicht so gefährlich. Jeder kennt sie da und schaut, was sie dort gerade machen. Und es ist auch ein Unterschied, ob man einen Apfel aus Nachbars Garten fladert oder in [einem Geschäft] irgendwo reingreift. Aber das ist für die Leute manchmal auch schwer nachvollziehbar.“ (Expertengespräch 8/Z 363-372)*

Anhand dieser Erzählung zeigt sich, wie dieselbe Handlung in verschiedenen sozialen und kulturellen Umfeldern unterschiedlich beurteilt werden kann. In diesem konkreten Fall geht es um die soziale Bewertung des Klauens. Kinder, die am Land ganz selbstverständlich ein paar Stück Obst entnehmen, ohne ernste Konsequenzen befürchten zu müssen, haben hier für dieselbe Tat unter Umständen mit ernststen Schwierigkeiten zu rechnen.

An jenen Orten, an denen sich Minderheiten konzentrieren, geht die Anonymität der Großstadt verloren. Ähnlich wie in Dörfern oder in Kleinstädten entstehen soziale Räume – sei es auf Straßen oder in Parkanlagen –, in denen sich Kinder ständig in der Reichweite irgendeines Verwandten oder Nachbarn bewegen.

Bei einem Besuch für ein Interview mit einer türkischen Familie, die zusammen mit 40 anderen Landsleuten in einem Altbau in Wien wohnt, kamen die Kinder (ein Bub und ein Mädchen, zwölf und sechs Jahre alt) am Abend auf den Gedanken, auf die Straße spielen zu gehen. Die Eltern stimmten zu und erklärten uns, dass ihre Kinder auf der Straße und dem nahe liegenden Park ganz sicher waren, da rundherum genügend Leute auf sie aufpassten.

Diese Betreuungsform bietet allerdings keinen unfehlbaren Schutz für Kinder, vor allem dann nicht, wenn sie älter werden und sich in einem größeren Umfeld bewegen. So berichtete eine Sozialarbeiterin von einem jungen Mann, dessen auffälliges Verhalten in der Schule und in der Freizeit von seinen LehrerInnen bemerkt wurde:

*„Es ist dann wirklich herausgekommen, dass es da [im Park] Vorfälle gegeben hat. Ihm gegenüber nicht unbedingt sexueller Missbrauch, aber er dürfte als Köder für Mädchen gedient haben, die er in diese Wohnung gebracht hat. Es ist dann auch zu einer Verhaftung gekommen. Also er hat sich da in einem Milieu herumgetrieben, das wirklich massivst gefährdend war für den Buben. Allerdings interessant. Also aus seiner Sicht war einfach interessant, wie er seine Freiheit dort auslebte. Von der Familie ist da wieder nichts gekommen, ja, also nichts von wegen Grenzen setzen, diese Parkbesuche einzudämmen, nichts.“  
(Expertengespräch 9/Z 165-180)*

In diesem Fall hat die Zusammenarbeit zwischen LehrerInnen und der Sozialarbeiterin des Amtes für Jugend und Familie dem Jungen geholfen. Gleichzeitig wird in dieser Erzählpassage die Passivität der Eltern betont. Diese innere Haltung kann auf unterschiedliche Gründe zurückzuführen sein, wie etwa auf eine Überforderung der Eltern, die sich in ihrem Umfeld nicht gut auskennen und Probleme falsch einschätzen. Möglicherweise handelte es sich auch um bloße Vernachlässigung. Denkbar ist auch, dass in dieser Familie andere Grenzen der Verantwortung gesetzt werden und jungen Männern mehr Selbstständigkeit eingeräumt wird als in Österreich üblich ist.

Es kann sich auch um einen generationellen Machtkonflikt handeln: Der Junge will seine Freiheit, während die Eltern sich von ihren Erziehungsaufgaben scheinbar zurückziehen. Anhand der vorliegenden Erzählung können die genauen Gründen für das Verhalten der Eltern nicht nachvollzogen werden. Die Sozialarbeiterin verzichtet hier auf jede Erklärung. Das Problem ist, dass Verhaltensweisen von MigrantInnen, deren Hintergründe sich nicht näher erläutern lassen, oft negativ gedeutet werden. In dieser Situation etwa werden die Eltern dieses jungen Mannes für unverantwortlich angesehen, selbst wenn sie ihr Verhalten als verantwortungsbewusst einschätzen.

Die Kinderbetreuung kann problematisch werden, wenn die Eltern aufgrund von Erwerbstätigkeit abwesend sind und die Pflege der Kleinen den älteren Geschwistern anvertrauen. Immer wieder berichteten die befragten SozialarbeiterInnen von Mädchen, denen Verantwortung für Haushaltstätigkeiten übertragen wurde, für die früher ihre Mütter zuständig waren. So erzählte ein Sozialarbeiter über eine jahrelang von ihm betreute Migrantenfamilie, in der die älteste Tochter bereits mit neun Jahren die Betreuung ihrer jüngeren Geschwister übernehmen musste, weil die Eltern arbeiten gingen:

*„Das älteste Mädchen hat wirklich teilweise die Mutterrolle übernommen, hat zu Hause soviel Arbeit gehabt, dass sie gar nicht irgendwie auf den Gedanken kommen könnte, jetzt am Abend fortzugehen oder sich mit Freundinnen zu treffen.“ (Expertengespräch 2/Z 100-103)*

Der frühe Sprung der älteren Tochter ins Erwachsenenleben ist für diese Familie eine Selbstverständlichkeit. Interessanterweise haben die Eltern von ihren Geschwistern – einem Jungen und einem Mädchen – nie verlangt, dass sie kleine Hilfsdienste im Haus übernehmen. Dies ist auch als Hinweis für eine definierte Altershierarchie unter Geschwistern zu werten. Das Verhalten der berufstätigen Eltern lässt sich möglicherweise auf eine spontane Anpassung an die neuen Umstände im Aufnahmeland zurückführen. Dennoch ist es sehr plausibel, dieses Verhalten auch vor dem Hintergrund einer anderen als der in Westeuropa üblichen Auffassung von Jugend zu betrachten. Die Jugendphase als geschützte Lebensperiode, in der noch keine Verantwortungen und Rollen der Erwachsenen übernommen werden, scheint diesen Eltern genauso fremd zu sein wie die Gleichheit unter Geschwistern.

Die Verpflichtung, kleinere Geschwister zu betreuen, betrifft nicht nur Mädchen, sondern unter Umständen auch junge Männer, wie anhand der Erzählung einer Sozialarbeiterin deutlich wird:

*„Der älteste Sohn hat viel an Verantwortung innerhalb der Familie gehabt. Er hat zum Beispiel die zwei kleinen Kinder in der Früh in die Schule und in den Kindergarten gebracht. Er hat selbstverständlich auf sie aufgepasst, wenn die Eltern nicht zu Hause waren. Das war eigentlich nicht einzusehen. Er war damals zehn oder so. Er darf nicht auf die beiden kleinen Kinder aufpassen. Sie müssen sich jemanden organisieren beziehungsweise die Kinder dann länger im Kindergarten oder Hort lassen. [Die Mutter] hat das nicht oder kaum eingesehen, weil es für sie selbstverständlich war, dass das der älteste Sohn tun muss. Dem ist diese Verantwortung allerdings zu viel geworden. Sie hat ihn bedrückt.“ (Expertengespräch 9/Z 296-310)*

In diesem Beispiel zeigt sich, dass der junge Mann auch für seine kleineren Geschwister sorgt. Im Unterschied zu jenem Mädchen, von dem zuvor die Rede war, nimmt er keine Aufgaben innerhalb, sondern nur außerhalb des Hauses wahr. Dies weist auf eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hin. In beiden Fällen bemerkten die Sozialarbeiterinnen, dass die jungen Leute durch die ihnen übertragene Verantwortung stark belastet und dadurch beeinträchtigt wurden. Das Mädchen musste auf ihre Freizeit verzichten, der junge Mann fühlte sich bedrückt.

Der Umgang der Erwachsenen mit ihren Kindern und die von den Kindern erwarteten Verhaltensweisen hängen sehr stark mit dem Arbeitsdruck und den Arbeitsbedingungen zusammen. Manchmal setzen sich familiäre Bedürfnisse auf Kosten der Schule durch, was die künftige berufliche Laufbahn von Jugendlichen beeinträchtigen kann. Eine Sozialarbeiterin berichtet in diesem Zusammenhang Folgendes über die Lebensverhältnisse einer Familie:

*„Mit so Regelmäßigkeiten auch, wie wir es gewohnt sind, so einen regelmäßigen Tagesablauf zu haben, zum Beispiel aufstehen, in die Schule gehen, dann nach Hause kommen, Aufgaben machen ... das ist dort [einem ländlichen Gebiet des ehemaligen Jugoslawien] irgendwie ganz anders. Die leben mehr mit der Familie. Bei den Mädchen war es teilweise auch so, dass die Schule zweitrangig wurde, wenn irgendjemand krank war. Es war wichtig, für denjenigen einzuspringen oder auf die Kinder aufzupassen. Da kommt die Familie irgendwie zuerst, und das Andere ist nachher. (...) Und da ist halt immer irgendwas in der Familie, weil die haben halt viele Kinder, und da ist immer irgendein Kind krank oder man braucht irgendwas, und das ist halt, das kommt einfach zuerst. Und ich glaube, dass das einfach über Generationen hinweg dauert, bis man das ändern kann.“ (Expertengespräch 3/Z 199/227)*

Diese Erzählung macht deutlich, dass familiäre Verpflichtungen, wie etwa kleine Geschwister zu betreuen, Vorrang vor einem regelmäßigen Schulbesuch haben.

### 2.2.3.2. Kontakt mit Verwandten und Bekannten – Die Besuche

Die Wohnung ist ein zentraler Ort, an dem sich Verwandte, Nachbarn und Freunde treffen. Besuche zu erstaten ist ein wesentlicher Bestandteil des Lebens vieler Migrantenfamilien. Sehr oft wird davon berichtet, dass Angehörige, die nicht unter demselben Dach wohnen, regelmäßig miteinander in Kontakt kommen und sich gegenseitig, insbesondere am Wochenende, besuchen. Das Wochenende ist auch jene Zeit, in der kleine, nicht teure Ausflüge unternommen werden. So treffen sich Familien zum Picknick im Prater. Eine Sozialarbeiterin berichtete in diesem Zusammenhang über bereits alltägliche Besuche in einer serbischen Familie:

*„Sie wohnen nicht zusammen, die [Großeltern] wohnen sozusagen zwei Gassen weiter. Und die Familien pendeln immer hin und her. Bei den Großeltern wird sehr viel gekocht und dann kommen alle zusammen. Sie besuchen sich ständig, sitzen zusammen und trinken Kaffee, wie das halt in diesen Familien so üblich ist.“ (Expertengespräch 11/Z 167-171)*

### 2.2.3.3. Der Stellenwert der Gastfreundschaft

Für die befragten Migrantenfamilien hat Gastfreundschaft einen hohen Stellenwert, wie aus ihren Erzählungen und den während der Forschungsarbeit gemachten Beobachtungen hervorgeht.

Besuche melden sich nicht unbedingt an. Gastfreundschaft drückt sich vielmehr in der grundsätzlichen Bereitschaft aus, Gäste zu empfangen. Während der Besuche ist es nicht üblich und gilt es als unhöflich, auf die Uhr zu sehen. Im Laufe dieser Forschungsarbeit wurde zweimal ein Interview um mehr als zwei Stunden verschoben bzw. unterbrochen, weil Bekannte der Familie plötzlich auf Besuch kamen.

Gastfreundschaft wird ferner dadurch zum Ausdruck gebracht, dass den Gästen etwas zu essen und zu trinken angeboten wird. Der Empfang von Gästen kann den Charakter eines Ritus annehmen, in dem ganz bestimmte Gesten von Bedeutung sind. Um dies genauer darzulegen, wird im Folgenden exemplarisch auf den Besuch bei einer vierköpfigen bosnischen Familie eingegangen.

Familie Peredić, eine Flüchtlingsfamilie aus Bosnien, empfing die Mitglieder des Forschungsteams sehr herzlich, obwohl es offensichtlich war, dass sie Schwierigkeiten hatte, über ihr Leben zu berichten, das von den Erfahrungen des Krieges noch tief geprägt war. Herr Peredić begleitete die Gäste in die Wohnküche, während seine Frau Kaffee kochte und einen offensichtlich für diesen Anlass selbst gemachten Kuchen hergerichtete. Mehrmals wurden wir aufgefordert, noch von dem Kuchen zu essen, während die Gastgeber selbst nicht an der Mahlzeit teilnahmen. Einige Zeit später, während sie alle in das gemeinsame Gespräch vertieft waren, unterbrach Herr Peredić und fragte uns, ob wir etwas trinken wollen. Als wir bejahten, wies er seine Töchter an, Fruchtsaft und Knabbergebäck zu servieren. Ähnlich wie zuvor wurde uns, nachdem wir das Glas leer getrunken hatten, sofort nachgeschenkt. Um dem nach einigen Wiederholungen zu begegnen, bedurfte es einer expliziten höflichen Ablehnung. Einige Zeit später stand Frau Peredić nach einem kurzen Blick und Wortwechsel mit ihrem Mann auf, holte aus dem Gefrierfach Eis, begann dies in zwei Schüsseln herzurichten und servierte dieses wieder nur für uns beide. Für die Mitglieder der Familie schien dies ganz selbstverständlich zu sein, der Gesprächsfluss wurde nicht wesentlich unterbrochen. Wieder einige Zeit später, bereits gegen Ende des Gesprächs, stand Herr Peredić selber auf, ging in einen Nebenraum und holte eine Flasche Slivowitz, den er, wie er sagte, aus Bosnien mitgebracht hatte. Aus seinen Kommentaren konnte man schließen, dass es sich dabei um eine wertvolle Erinnerung an die Heimat handelte. Im Unterschied zu vorhin wurden drei Gläser für uns beide und Herrn Peredić vorbereitet, der mit uns anstieß und trank.

Die Familie war bereit, für ihre Gäste viele Mühen auf sich zu nehmen und für ihre Verhältnisse viel Geld auszugeben. Die besondere Wertschätzung der Gäste zeigt sich auch daran, dass die Gastgeber vermutlich aus Respekt nicht selbst an der Mahlzeit teilnahmen. Gerade in diesem Fall, in dem die Familie in den Besuch viel investierte, wird die Werthaltung „Das Beste steht den Gästen zu“ besonders offensichtlich.

Beim zweiten Besuch wiederholten sich diese Schritte. Die Mitglieder der Familie haben mit den Gästen allerdings bereits gemeinsam gegessen, was möglicherweise als Ausweitung des Vertrauens gewertet werden kann.

Aus diesen Beobachtungen wird deutlich, dass in den erwähnten Familien Gästen ein hoher Stellenwert zugemessen wird. Dabei geht es nicht darum, an einer einzelnen Handlungsweise festzuhalten. Wichtig ist vielmehr die gesamte Atmosphäre, die durch eine Reihenfolge von Gesten entsteht. Interessant ist, dass Herr Peredić als Hausherr mit kurzen Blicken und wenigen Worten den Verlauf des Besuches bestimmt, was auf eine im Voraus festgelegte Reihenfolge hinweist. Deshalb kann von einem Ritual gesprochen werden. Von den Gästen wird erwartet, dass sie sich auf diese Ordnung einlassen. So können sie ihre Wertschätzung der Gastfreundschaft zum Ausdruck bringen. Für die Entwicklung einer Beziehung zwischen Gastgebern und Gästen ist dies von entscheidender Bedeutung.

#### 2.2.3.4 Die Bedeutung von Besuchen für Familien

Familie Mirenković, die in ihrer Heimat nach eigenen Angaben häufig Besuche bekam, erzählt, was sie in ihrer Freizeit unternimmt und welchen Stellenwert Einladungen für sie heute in Österreich haben:

*Frau M: „Am Wochenende gehen wir auf Besuch oder kriegen wir Besuch.“*

*Herr M: „Ja, oder im Sommer gehe ich auf die Donauinsel in die Sonne. Und jetzt im Winter gehe ich auch in die Sauna, jede Woche. (...)“*

*Frau M: „Über Wochenende ist bei uns normal. Du musst irgendwohin gehen oder irgendwer muss kommen. Es ist schlecht, allein zu sein.“*

*Tochter: „Es ist langweilig zu Hause, eigentlich.“*

*Frau M: „Am Samstag habe ich zwei Besuche gehabt, Sonntag wieder. Meine Tochter hat mir gesagt: ‚Was ist, Mutter? Kannst du nicht alleine sein?‘“*

*Tochter: „Ja, meine Mutter sagt immer: ‚Schon wieder kommt keiner!‘“*

*Herr M: „Ich will einmal am Sonntag zu Hause bleiben. Egal wie zu Hause, aber nix herkommen. Ja, du lebst nur immer alleine, alleine.“*

*Frau M: „Was soll ich machen da in der Wohnung?“*

*Herr M: „Dann ist sie böse auf mich.“*

*Frau M: „Ich bin die ganze Woche in der Wohnung am Abend. Aber Sonntag will ich irgendwohin, wenn jemand nicht zu mir kommt. Und manchmal ist er böse.“*

*[Familie Mirenković Z 1235-1240 bzw. 2767-2775]*

Das Beispiel zeigt, dass alle Mitglieder der Familie Besuche nach wie vor als Selbstverständlichkeit betrachten. Doch im Laufe des Gesprächs zeigen sich unterschiedliche Prioritäten und Bedürfnisse. Der Mann hat eigene Interessen für seine Freizeitaktivitäten entwickelt. Er geht allein in die Sauna oder auf die Donauinsel. Am Wochenende will er zu Hause seine Ruhe haben. Dafür empfinden seine Frau und seine Tochter das bloße zu Hause Sein eindeutig als langweilig. Ihnen erscheint ihre Wohnung nicht als Rückzugsort, selbst wenn die Tochter über ein eigenes, sehr gut ausgestattetes, großes Zimmer verfügt. Wie viele andere Jugendliche trifft sie am Wochenende gerne eine Gruppe von FreundInnen, in einem Cafe oder in einer Disco. Ihre Mutter hingegen freut sich, in derselben Zeit Bekannte in ihrer oder deren Wohnung zu treffen.

Die unterschiedlichen Äußerungen der Eheleute stehen möglicherweise in Zusammenhang mit ihren Arbeitsbiografien. Der Mann hat verschiedene berufliche Tätigkeiten ausgeübt, war dabei aber stets in Kontakt mit Kollegen. Seit einigen Jahren ist er als Bauarbeiter tätig, was seine zunehmende Müdigkeit erklärt. Die Frau arbeitet seit vielen Jahren als Putzfrau, ein Beruf der – wie andere Kolleginnen auch berichten – ein hohes Maß an Einsamkeit mit sich bringt.

Bedingt durch diese Umstände in der Migration hat sich die Einstellung zu Besuchen verändert. Während der Mann langsam beginnt, Abstand davon zu nehmen, scheinen diese Besuche für seine Frau sehr wichtig zu werden.

Familien, die in Gemeinden stark verankert sind, bemerken Unterschiede zwischen ihren Vorstellungen vom sozialen Leben und dem Lebensstil im Aufnahmeland. Dazu der Kommentar eines Migranten:

*„Ich kann eine Familie besuchen, ohne dies vorher anzukündigen. Dann sehen Sie plötzlich zwei, drei Familien dort auf Besuch. Ein Sonntag ist ein Besuchstag für alle. Sie begegnen einander. Aber eine europäische Dame würde sagen: ‚Mein Gott, wieso sind so viele gekommen, jetzt muss ich kochen, jetzt muss ich Kaffee vorbereiten!‘ Es gibt dann immer Streit. Bei uns sind alle ganz selbstverständlich herzlich willkommen. Wir sind sogar böse, wenn sie uns nicht besuchen und wenn man streitet und sagt, ja, wieso habt ihr uns nicht besucht, das heißt: ‚Ihr mögt uns nicht mehr, ihr seid Europäer geworden‘.“ [Familie F Z 676-687]*

Diese Gegenüberstellung gibt Anlass zur Vermutung, dass die Kommunikation mit österreichischen Familien nicht sehr intensiv ist. Hintergrundwissen über andere Lebensstile ist oft nicht vorhanden, daher entstehen oftmals pauschale Vorurteile.

Frau Nedinca stellte fest, wie sich der Lebensrhythmus im Aufnahmeland gegenüber jenem im Heimatland beschleunigte.

*„Hier muss man irgendwie laufen. Ein Tag ist hier so kurz. Das ist ein schneller Leben. Man muss alles so schnell erledigen. Wenn ich nach Hause komme, ist es Nacht. Und diese Dynamik hab ich erst hier erlebt. Bei uns hat jeder gearbeitet, aber gab es irgendwie für alles Zeit. Es ist einfach ein langsames Leben. Man hat Zeit gehabt, einkaufen zu gehen oder jemand zu besuchen oder sich mit den Kindern zu beschäftigen. Und hier hat man das nicht. (...) Und diese Müdigkeit hab ich erst hier erlebt. (...) Ich weiß nicht warum. Das verstehe ich auch nicht. Vielleicht liegt alles in der Dynamik. Weil man verliert auch sehr viel Zeit beim Pendeln zwischen Arbeit und zu Hause. Das ist einfach ein schnelles Leben hier. Und ich glaube, deshalb sind die Leute depressiv.“ [Frau Nedinca Z 444 ff.]*

Anhand dieser Beschreibung wird der Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Lebensrhythmen und -auffassungen in sozialen Beziehungen sichtbar. Am Anfang wird das Tempo im Aufnahmeland als hektisch erlebt. Es macht Besuche kaum möglich. Obwohl die Interviewte sich am Anfang ihres Aufenthaltes von dieser Lebensweise distanziert hat, lernt sie diese dennoch allmählich zu schätzen.

*„Jetzt hat mein Leben einen anderen Weg. Und obwohl ich sehr gerne nach Hause fahre, fehlt mir dort das alles von hier. Ich bin an die Arbeit gewöhnt. Und wenn man daran gewöhnt ist, kann ich mit dem dortigen Lebensrhythmus nicht viel anfangen. Ich hab so viel Energie, ich könnte nicht so leben wie die Leute dort, obwohl ich auch so gelebt habe: ganz locker und mit genug Zeit für alles.“ [Frau Nedinca I Z 1090-1094]*

Werden die Äußerungen dieser jungen Frau mit denen ihres Ehemannes verglichen, so zeigen sich Ähnlichkeiten und auch Unterschiede. So meinte ihr Mann etwa:

*„Die Familie ist bei uns urgroß, sehr groß. Da gibt's keine Intimität. Intimität zwischen Mann und Frau. Es ist ziemlich schwierig, das zu haben, weil ständig Leute dabei sind. Ständig Freunde, ständig Gäste und... Was weiß ich? (...) Und damals als Kind hat es mir sehr viel Freude gemacht, dass jemand kommt, dass wir immer Gäste haben und das Haus voll ist. Damals habe ich mich immer sehr gut gefühlt. Aber wenn ich jetzt zurückdenke, stört das eigentlich die Intimität in der Familie. Wenn man hier irgendjemanden besuchen will, da ruft man zuerst an oder macht eine Vereinbarung, wann die kommen können und so weiter. Jetzt ist es auch in meiner Stadt so. In den Dörfern ist es noch nicht so. Man kommt nur an die Haustür, klopft und fragt: ‚Ist jemand da?‘ (...) Und in Österreich (...) hat mir sehr gut gefallen, dass es Regeln gibt, wenn man auf Besuch kommt. (...) Man hat als Ehepaar mehr Raum für Intimität.“*

*(Frage) I: „Weil die Verwandten wenig kommen?“*

*(Antwort) „Nein, vielleicht auch, aber das ganze Klima und die ganze Kultur baut mehr auf Intimität. (...) Das Ganze ist irgendwie selbstverständlich in Österreich, dass man mehr Intimität hat, dass man mehr mit der Frau zusammen ist und so weiter. Und das ist positiv, sehr gut.“ [Herr Nedinca I Z 1259-1294]*

Beide Eheleute kommen aus einem Ort, in dem das soziale und familiäre Leben zumindest bis zum Ende ihrer Jugendzeit meist anders als in Österreich verläuft. Hier übernehmen sie einen anderen Lebensstil und lernen diesen zu schätzen. Trotz der in Europa nach wie vor weit verbreiteten Auffassung über Geschlechterrollen, der gemäß Erwerbsarbeit eher Männern und Familienorientierung eher Frauen zugeschrieben wird, betont hier interessanterweise die Frau (sie übt einen hoch qualifizierten Beruf aus) die Bedeutung der (Erwerbs)Arbeit. Der Mann hingegen hebt eher familiäre Werte hervor.

Die Konfrontation mit anderen familiären Organisationsformen hat zu einer Bereicherung beider Eheleute geführt. Dies wäre ohne persönliche Verarbeitung der Erfahrungen im Aufnahmeland unmöglich gewesen.

Aus diesen Überlegungen folgt nicht, dass Formen von Familie, die auf Intimität beruhen, sowie ein Lebensstil, der dem Individuum mehr Platz einräumt, besser oder schlechter sind als kollektive Lebensformen von Familie, in denen der Gemeinschaft ein höherer Stellenwert beigemessen wird als den Interessen des Einzelnen. Vielmehr soll auf die subjektive Dimension der Integration in eine Gesellschaft hingewiesen werden, die sowohl Zugewanderte als auch Angehörige der Aufnahmegesellschaft betrifft. Damit Integration gelingen kann, ist es entscheidend, ob sich Menschen zurechtfinden und die notwendige Unterstützung in ihrem sozialen Umfeld finden.

## 3. Zukunftsperspektiven

### 3.1. Vier prinzipielle innere Haltungen

Die Struktur der Migration hat sich europaweit in den letzten zwei Jahrzehnten wesentlich verändert. Wie in anderen EU-Ländern setzt die österreichische Wirtschaft in manchen Branchen ArbeitnehmerInnen ein, die zwar wenig qualifiziert sind, aber dauerhaft zur Verfügung stehen. Andererseits haben Verschärfungen der rechtlichen Maßnahmen mit dem Ziel, die Zugangsmöglichkeiten nach Österreich und die Aufenthaltsbedingungen hier restriktiver zu gestalten, zu einer Verunsicherung unter ZuwanderInnen geführt.

Gleichzeitig hat sich die Dauer des Aufenthalts vieler MigrantInnen in den letzten zwei Jahrzehnten verlängert. Menschen, die lange Zeit, manchmal sogar ihr ganzes Leben in einem anderen Land verbringen, holen ihre Familie nach oder gründen eine neue in Österreich. Hier wachsen auch ihre Kinder auf. Die Folge ist, dass diejenigen, die längerfristig hier bleiben, andere Bedürfnisse – etwa höhere Wohnansprüche – entwickeln als jene, die nur kurzzeitig hier leben. Andererseits wird die Aufnahmegesellschaft unweigerlich durch deren Präsenz beeinflusst und verändert sich, wobei die Form dieser Veränderung offen bleibt. Daraus ergibt sich die Frage nach der Eingliederung der Zugewanderten in die österreichische Gesellschaft, d.h. nach den Formen ihrer Integration.

Das Wohnen gewinnt gerade bei der Frage nach den Formen von Integration besondere Bedeutung. So kann die Wohnung als Schnittstelle zwischen öffentlichem und privatem Bereich betrachtet werden. Die konkreten einer Familie zur Verfügung stehenden Wohnmöglichkeiten hängen – wie bereits dargelegt – mit den rechtlichen und sozioökonomischen Rahmenbedingungen zusammen, unter denen sie lebt (wie etwa dem Fremdengesetz, den Chancen am Arbeits- und Wohnungsmarkt usw.). In diesem Sinne spiegelt die Wohnungssituation einer Zuwandererfamilie ihre gesamte soziale Lage wider. Andererseits hat die Wohnung einen stark symbolischen Charakter. Zu Hause treffen sich die Familie und Angehörige. Nachbarn sowie Freunde werden empfangen. Die eigene Wohnung bietet zudem freiere Gestaltungsmöglichkeiten als andere Lebensbereiche. Innerhalb der eigenen vier Wände können Migrantenfamilien spontaner als in der Öffentlichkeit handeln, sich in ihrer Muttersprache unterhalten und ihre Vorstellungen zum Ausdruck bringen. Die eigenen vier Wände im Aufnahmeland werden von manchen bloß als provisorische Unterkunft betrachtet, sie können andererseits auch zu einem wirklichen Zuhause werden. Aus all diesen Gründen sind die Zukunftsperspektiven in Bezug auf das Wohnen ein bedeutsamer Indikator für die Form der Integration, die eine zugewanderte Familie in Österreich erlebt.

Migration besteht im Wesentlichen aus einem vollzogenen Wechsel zwischen zwei Ländern. MigrantInnen versuchen, sich in einer neuen, meist unbekanntenen Gesellschaft zurechtzufinden. Ihre Wege im Aufnahmeland hängen von der Dynamik zwischen zwei Gruppen von Faktoren ab: Den im Aufnahmeland vorgefundenen Rahmenbedingungen einerseits und ihren eigenen Plänen und Verhaltensweisen andererseits. Dazu zählen Vorstellungen und Lebensweisen, mit denen sie vertraut sind, sowie ihr „Migrationsprojekt“, konkret ihre Absichten und Vorhaben, die sie zur Migration motiviert haben. Aus dem Zusammenspiel zwischen diesen Faktoren entwickeln sich konkrete Formen von Integration in die österreichische Gesellschaft.

Diese Faktoren haben allerdings eine unterschiedliche Entwicklungsdynamik. Vorstellungen und Werte der MigrantInnen sowie anderer Mitglieder der österreichischen Gesellschaft ändern sich langsamer als die Konjunktur am Arbeitsmarkt oder die rechtlichen Rahmenbedingungen.

Das Migrationsprojekt hingegen ist ein relativ offenes Vorhaben. Ob sich die ursprünglichen, zum Zeitpunkt der Migration gefassten Pläne modifizieren, hängt von den konkreten Chancen ab, die ZuwanderInnen oder ihre Kinder in Österreich wahrnehmen können. Daneben steht das Migrationsprojekt einer Familie in Verbindung mit der Entwicklung der sozioökonomischen sowie politischen Situation ihres Heimatlandes. Länger andauernde ökonomische und daher die Existenzsicherung von Familien gefährdende Krisen führen zu Migrationsbewegungen. Dies hat zur Folge, dass soziale Netzwerke von Familien im Heimatland langsam verschwinden. Dies veranlasst Familien wiederum, ihr Leben in Österreich so angenehm wie mög-

lich zu gestalten. Die Perspektive der Rückkehr bleibt allerdings bestehen, da die Leute ihre Heimat vorwiegend aus Not verlassen haben. Aufgrund dieses durchaus offenen Charakters des „Wanderungsprojektes“ ist es schwierig, die Einstellung von Familien zu ihrer Zukunft definitiv deuten zu können.

Allerdings lassen sich verschiedene Zukunftsperspektiven differenzieren, die für sehr unterschiedliche Bedürfnisse, Erwartungen, Probleme oder Integrationsformen sprechen. Im Folgenden werden vier unterschiedliche Migrationsprojekte in Hinblick auf die Frage des Wohnens zusammengefasst.

### 3.1.1. Leben in Hinblick auf die Rückkehr

#### a) „Land bleibt Land, Haus bleibt Haus!“

Familie Shalinović kam, wie im ersten Teil dargelegt wurde, im Zuge des jugoslawischen Bürgerkrieges nach Österreich. Während ihrer Zeit in Österreich haben sie nie den Kontakt zu ihrer Herkunftsregion verloren. Auf die Frage nach ihren Zukunftsabsichten antworteten sie:

*Frau: „Es ist viel leichter, du gehst nach Hause. Das ist dein Haus, deine Leute. Da kann immer jemand helfen. (...)“*

*Mann: „Land bleibt Land, Haus bleibt Haus! Es kann nirgendwo so schön sein wie in deinem Land und in deinem Haus (...) Es gibt nichts, keinen Ort, kein Land, wo es so schön sein kann. Man muss die Blumen riechen so schön – um Gottes Willen – wenn ich hinunterfahre. Von Zagreb, aus Kroatien, aus der Hauptstadt Kroatiens, bei mir geht alles so... Ich kann das nicht erklären, wie es ist.“*

*Frau: „Das ist dieses Gefühl (...)“*

*Mann: „Ich muss sagen, ein Teil von mir ist traurig. (...) Hier gibt's gute Leute – kann ich sagen auch Freunde. Ich bin traurig, dass ich Österreich verlassen muss ... Diese vier Jahre habe ich da gewohnt und es ist ein Teil von mir geworden ... „*

*Frau: „ ... auch da, ein bisschen.“*

*Mann: „Ein großer Teil von mir ist froh: Ich fahre nach Hause. Dort ist mein Alles, meine Freunde, mein Haus, mein Land.“ [Familie Shalinović Z 1782-1803]*

Herr und Frau Shalinović haben ihren Aufenthalt stets als vorläufig betrachtet. Selbst wenn sie manchmal Befremden über manche Verhaltensweisen und Vorstellungen von ÖsterreicherInnen zum Ausdruck brachten, sind ihre Erfahrungen im Aufnahmeland eindeutig positiv. Dafür sprechen auch die relativ günstigen Rahmenbedingungen, unter denen sie gelebt haben. Zu diesen zählen unter anderem eine gut ausgestattete Wohnung in einem sehr befriedigenden Wohnumfeld. Familie Shalinović hat diese Wohnung gepflegt und erhalten, gleichzeitig aber nie als ihr Zuhause betrachtet.

All die positiven Erfahrungen in Österreich können die Sehnsucht nach einer Rückkehr in die Heimat nicht kompensieren, insbesondere, wenn dieser nichts entgegensteht. Das soziale Netzwerk im Dorf ist praktisch intakt geblieben, das vor dem Krieg erbaute Haus wurde von niemandem besetzt. Gleichzeitig verfügen sie in ihrer Heimat nach wie vor über ökonomische Ressourcen und Kontakte zu Verwandten und Nachbarn. Dazu kommt, dass ihr Sohn erst sechs Jahre alt ist und demnächst mit dem Schulbesuch beginnen wird. Dies bedeutet auch, dass hier keine generationell unterschiedlichen Zukunftsperspektiven bestehen. Daraus ergeben sich folgende Vermutungen: Herr und Frau Shalinović waren Kriegsflüchtlinge, sie mussten gezwungenermaßen sehr plötzlich ihre Heimat verlassen. Das unterscheidet sie wesentlich von anderen Migrantenfamilien, die den Wechsel des Landes selbst planen und mit Eigeninitiative durchsetzen. Dies bedeutet allerdings nicht, dass ArbeitsmigrantInnen sich deshalb mehr als Flüchtlinge mit dem Aufnahmeland identifizieren. Es lässt sich allerdings vermuten, dass der Grad an Eigeninitiative, mit dem der Wechsel des Landes vollzogen wird, auch ein Faktor ist, um den Wunsch nach Verbleib im Aufnahmeland zu erklären.

**b) Eine gewollte offene Zukunft**

Verglichen mit Familie Shalinović zeigen sich bei Familie Milidić einige bedeutsame Ähnlichkeiten, allerdings auch Unterschiede. Beide sind weder als ArbeitsmigrantInnen noch als Kriegsflüchtlinge im herkömmlichen Sinn einzustufen. Sie sind AkademikerInnen und stammen aus einer Kleinstadt in Serbien. Ihr politisches Engagement schafft Probleme, vor allem für den Mann. Sie kamen vor Ausbruch des Krieges nach Österreich mit der Absicht, hier eine begrenzte Zeit bis zur Klärung der politischen Lage im Heimatland zu verbringen. Als der Krieg ausbrach, begannen sie in Österreich etwas längerfristige Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Nach Schwierigkeiten mit den ersten Wohnungen gelang es ihnen, Zugang zu einer Genossenschaftswohnung zu bekommen, in die sie viel Zeit, Interesse und Einkünfte investierten. Frau Milidić äußerte ihre Zukunftsperspektiven wie folgt:

*„Ich bin kein langfristiger Mensch. [Lachen] (...) Ja, ich plane nicht, aber die Tatsache ist: Meine Tochter ist eine gute Schülerin, sie verdient eine Möglichkeit, weiterzumachen – sie ist jetzt in der 5. Klasse. D.h. wir bleiben sicher noch drei Jahre hier. Ich würde gerne versuchen, sie nach England zu schicken, um dort zu studieren, oder vielleicht zwei Jahre in Österreich, zwei Jahre in Großbritannien (...). Dann werden wir sicher nicht bis zum Alter von 70 Jahren bleiben, weil wir glauben, dass ... Vielleicht gibt es Dinge, die wir in Serbien motivieren können. Wir haben hier gelernt, z.B. – was ich auch bewundere – Bürgerinitiativen. (...) Vielleicht können wir dort etwas machen, vielleicht können wir die Erfahrungen, die wir hier gesammelt haben, irgendwie transplantieren oder das wenigstens versuchen. (...) Und wir sind doch so die Leute, die mehr Natur mögen, ja, und ... hier gibt es freilich wunderschöne Landschaft, aber ich muss mich ins Auto setzen, um in die Natur zu fahren. Und dort haben wir Natur im Dorf, wo die Eltern leben. (...) Na ja! Vielleicht bleiben wir noch ein paar Jahre – das kann man nicht sagen. Ich liebe es, in Wien zu leben. (...) Meine Tochter ist immer sicher. Ich habe keine Angst, wenn sie um elf nach Hause kommt. Das ist sehr wichtig. Nicht zu sprechen vom Theater, von den Kulturangeboten, kulturellen Angeboten usw. D.h. es gibt sehr viele Vorteile; freilich gibt es Schwierigkeiten, aber ich habe da unten auch Schwierigkeiten gehabt. Einen idealen Ort gibt es nicht, glaube ich.“ [Familie Milidić I Z 1118-11135]*

In dieser Erzählung erscheinen die Zukunftsabsichten offen. Interessanterweise sind die Arbeitschancen kein Thema, vielmehr sind die Zukunftschancen der Tochter ausschlaggebend für die Wahl des Wohnortes. Allerdings plant Familie Milidić, früher oder später in ihre Heimat zurückzukehren.

Die Vermutung liegt nahe, dass diese Offenheit auf das Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren zurückzuführen ist: Sie sind jung, haben weit gestreute Interessen und verfügen über materielle Wahlmöglichkeiten, die ihnen ähnlich wie Familie Shalinović eine Rückkehr in die Heimat prinzipiell ermöglichen.

**c) Rückkehr als Utopie**

In anderen Fällen wird eine Rückkehr zwar jahrelang herbeigesehnt, erweist sich allerdings mit der Zeit als unrealisierbar. So erzählt ein Sozialarbeiter von einer Familie, die er jahrelang kannte:

*„Wenn man sich den Verdienst anschaut, inklusive der Kinderbeihilfe, wäre er gar nicht so schlecht gewesen, also wär eigentlich ziemlich viel Geld zur Verfügung gestanden. Dieses Geld wurde aber zu einem großen Teil in die Türkei geschickt, erstens um Verwandte zu versorgen, zweitens um ein Haus dort zu bauen, weil die Eltern immer im Kopf hatten, wir gehen einmal zurück. Oder wenn wir in Pension gehen, gehen wir zurück, weil dann können wir dort mit der österreichischen Pension ziemlich gut leben und haben dann unser Haus und lassen es uns dort gut gehen. Wir vermieten Räume ... Das war ein Traum, weil soviel Geld, dass man sich dann was wirklich auf die Seite legen kann, war's doch nicht. Das Haus ist halb fertig noch immer. Die Eltern träumen immer noch von der Rückkehr, während die Kinder in Österreich bleiben.“ (Expertengespräch 2/Z 86-98)*

Anhand dieser Erzählung wird das klassische Modell des „Gastarbeiters“ auch aus der Perspektive von MigrantInnen erkennbar. Die Eltern, die sich in Österreich kennen gelernt haben, stammen aus derselben ländlichen Gegend. Sie kamen nach Österreich mit der Absicht, einige Jahre hart zu arbeiten und so viel wie möglich zu sparen, um sich in der Folge ein schönes Leben in der Heimat aufbauen zu können. Ihre Lebensbedingungen in Österreich sind zwar gut – so haben sie sich eine komfortable, wenn auch kleine Wohnung angeschafft –, dennoch sind sie an einem anderen Ort zu Hause. Die Rückkehr in die Heimat erweist sich mit der Zeit als „Illusion“, ja sogar als Falle. Der Versuch der Eltern, in Hinblick auf ihre Zukunft zu sparen, veranlasst sie zu großen Investitionen, die mit den Ersparnissen einer Arbeiterfamilie nicht finanzierbar sind. In der Tat verschulden sie sich, wodurch eine Rückkehr nicht nur aus materiellen, sondern vermutlich auch aus psychischen Gründen erschwert wird. Sie haben nicht nur die selbst gesteckten Ziele nicht erreicht, die ungeplante Verlängerung des Aufenthalts hat auch Konsequenzen für das Leben ihrer Kinder. Diese sind in Österreich aufgewachsen und haben begonnen, sich hier eine Existenz aufzubauen. Dieses Beispiel zeigt, dass es zur Entwicklung unterschiedlicher Zukunftsperspektiven zwischen Eltern und Kindern und zu einem Interessenskonflikt zwischen Generationen kommen kann. Dieser Prozess ist allerdings alles andere als linear und hängt unter anderem davon ab, welche Chancen den Kindern in Österreich eröffnet werden. In den bisher durchgeführten Gesprächen mit ExpertInnen und SozialarbeiterInnen ließen sich mehrmals Hinweise dafür finden, dass Kinder von MigrantInnen einen stärkeren Bezug zur Heimat der Eltern entwickeln können als diese selbst.

ArbeitsmigrantInnen suchen ihr Zielland der Migration nach den vorhandenen Möglichkeiten, ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können, aus, wollen dabei meist ihre Vorstellungen, Gewohnheiten und Lebensweisen, die jedem Menschen Sicherheit und Identität verleihen, nicht preisgeben.

Der Fall von Familie F. gibt Anlass zur Vermutung, dass die kulturelle Distanz ein ausschlaggebender Faktor für die Bestimmung der Wohnungsperspektiven und Zukunftsabsichten einer Familie ist. Diese kulturelle Distanz wird nicht so sehr vom Herkunftsland definiert, sondern vielmehr vom Grad an Kontrast zwischen der Lebensweise vor und nach der Migration. Die eigene Lebensgeschichte, die Welt, mit der Menschen vertraut sind, ist unentbehrlich, um die Formen von Integration und die von MigrantInnen entwickelten Zukunftspläne zu verstehen. In diesem Sinne kann etwa der Gegensatz zwischen Stadt und Land oder können auch psychische Faktoren, wie etwa „glückliche Kindheit“ versus „ausgegrenzte Jugend“, ausschlaggebend dafür sein, wie sich MigrantInnen in einem neuen Umfeld zurechtfinden.

Im Rahmen dieser Studie wurden auch Indizien dafür gefunden, dass Kinder von ZuwanderInnen, die den Wechsel des Landes nicht selbst erlebt haben, dennoch eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat ihrer Eltern entwickeln können. Gerade wenn die Lebensweise von MigrantInnen im neuen Land sehr fremd ist und sich nur wenige Kommunikationskanäle mit der Aufnahmegesellschaft, dafür viele mit der eigenen Heimat (z. B. durch das Vorhandensein von Satellitenanlagen und einer Gemeinde) ergeben, können Familienmitglieder aufgrund der Erfahrung von Entfremdung ihre Vorstellungen und Werte sogar stärker betonen als sie dies in der Heimat tun würden. Leute, die fest in einer Migrationsgemeinde verankert sind, leben zwar in Österreich, die Heimat bleibt aber als ideologischer Bezugspunkt bestehen. In diesem Fall gewinnt die Gemeinde von Nachbarn, Verwandten und Landsleuten zum Teil den Charakter einer Diaspora, d.h. einer „Niederlassung“ der Heimat in der Fremde. All diese Entwicklungen sprechen für die Komplexität von Integrationsprozessen und für eine Vielfalt von Lebensformen, nach denen Familien ihr Leben in einem neuen Land neu gestalten können.

### 3.1.2. Die Entscheidung für einen Verbleib in Österreich

Familie Peredić aus Bosnien hat in ihrer Heimat ihren ganzen Besitz verloren. In Österreich wohnt sie in einem heruntergekommenen Althaus in einer Industriegegend. Dennoch haben sie sich bemüht, die kleine Wohnung so gemütlich wie möglich auszustatten. Der mangelhafte Zustand ihres Wohnumfeldes ist insofern auffällig, als sich Herr Peredić aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit etwas Besseres leisten könnte. Die

Annahme, dass höhere Bildung automatisch zu höheren Wohnansprüchen führt, lässt sich in diesem Fall nicht halten.

In der Tat ist die Familie nach Österreich gekommen, ohne hier Kontakte zu haben. Mag sein, dass ihre Isolation ihre Informationschancen beeinträchtigt, was Konsequenzen für ihre Wohnungssuche haben kann. Angesichts der Initiativen, die Herr Peredić in anderen Bereichen, wie etwa bei der Arbeitssuche, entwickelt hat, erscheint dieser Erklärungsansatz fragwürdig. Familie Peredić schließt zwar eine Rückkehr aus, die in ihren Augen unmöglich erscheint. Es fragt sich nur, ob diese Zukunftsperspektive wirklich auch ihren Wunschvorstellungen entspricht. Die Einrichtung der Wohnung, die zahlreichen Symbole aus der Heimat und die Erzählung ihrer Migrationsgeschichte lassen durchblicken, dass die Erlebnisse, insbesondere die Trennung von der Heimat, noch zu präsent sind, um eine Rückkehr endgültig aufzugeben. Im Unterschied zu Familie F. verfügen sie über kein solides Netz von Bekannten. Ihre Gefahr ist die soziale Isolation.

Familie Berenković kommt auch aus einer bosnischen Stadt, in der beide Eltern vor dem Krieg gearbeitet haben. Neben einer Wohnung besaßen sie auch ein kleines Wochenendhaus. Seit 6 Jahren leben sie in Österreich, zurzeit in einer großen Genossenschaftswohnung, die sie mit Liebe und Sorgfalt eingerichtet haben. Eine Rückkehr in die Heimat scheint sehr schwierig zu sein, da ihre Wohnung von jemand anderem besetzt wurde. Die derzeitige Arbeitslosenquote in der Heimatstadt beträgt nach ihren Angaben 80%, zudem sind die sozialen und politischen Verhältnisse nach wie vor ungeklärt. Dies lässt sie daran zweifeln, wieder zu ihrem Recht zu kommen. Sie versuchen daher, ein neues Leben in Österreich zu beginnen, wie aus dem Gespräch mit dem Vater, der Mutter und dem fünfzehnjährigen Sohn hervorgeht:

*V: „Und alle waren fleißig eigentlich, die Kinder auch.“*

*S: „Wir haben alles aus eigener Kraft geschafft. Wir haben von Null an begonnen.“*

*M: „Wir sind wirklich bemüht um Informationen: Was gibt's? Warum gibt's? Wie funktioniert's?“*

*V: „Ja, genau. Die Wohnung haben wir nur aus Eigenmittel bezahlt, wie jeder in der Genossenschaft, und ich habe auch nicht gerade so eine kleine Wohnung gesucht, immer so 100 m<sup>2</sup>, 4-Zimmer- oder 5-Zimmer-Wohnung. Ich habe mir gedacht: Lieber zahle ich jetzt genug für die Wohnung, aber dann haben die Kinder zumindest Ruhe, was sie jetzt brauchen für die Schule und für ihre Lebensleistung. Weil wenn die jetzt nicht alles leisten und nicht zufrieden sind in der Schule, dann kann ich die Zukunft vergessen. Und ich habe schon angefangen, da mit wenig Geld zu leben. [Eines Tages] sind wir in der Wohnung nur so zusammengesessen und ... , Wie ist es jetzt? Sollen wir dorthin gehen oder nicht? Bleiben wir hier? Und jeder hat gleich gesagt: ,Wir bleiben da, und wir werden dorthin erst später einmal fahren. Schauen wir einmal, was bleibt von unserem Eigentum. Wenn etwas da ist, dann werden wir schauen, oder wir werden nur auf Urlaub dorthin fahren oder einmal wieder das Haus schön gestalten und mit österreichischen Freunden dort in Sarajewo wieder Urlaub machen.“ [Familie B Z 1247-1253; 1407-1413; 1697ff.]*

Familie Berenković ist unter ähnlichen Umständen wie Familie Peredić nach Österreich gekommen. Sie kannten in Österreich kaum jemanden, haben sich aber um Kontakte bemüht. Ihre hohen Wohnansprüche im Aufnahmeland lassen sich aus ihrer früheren Wohnsituation vor dem Krieg erklären. Die große und gemütlich eingerichtete Wohnung kann als Kompensation für all das, was verloren wurde, betrachtet werden. Die Wohnung wurde auch in Hinblick auf die Zukunftschancen der Kinder ausgewählt. Diese Zukunftschancen sind ein ausschlaggebendes Kriterium für die Entscheidung, wo sie endgültig bleiben werden. Die Wahl scheint im Prinzip klar: Österreich wird zum Lebensmittelpunkt, die Heimat hingegen zu einem Besuchsort für die Urlaubszeit. Implizit ist diese Entscheidung allerdings nicht so klar: „Wir werden einmal schauen, was von unserem Eigentum bleiben wird“, so eine Aussage der Familie. Genauso wie im Falle von Familie Peredić handelt es sich um einen erzwungenen Verbleib in Österreich. Jene Familien, deren Beziehungsnetze und Lebensgrundlagen, darunter vor allem eigene Häuser, im Zuge des Krieges zerstört worden sind, haben grundlegende Voraussetzungen für eine Rückkehr verloren. In diesem Falle ist die

Entscheidung für einen unbefristeten Verbleib in Österreich keine freiwillige Wahl, sondern erzwungene Realität, mit der es sich abzufinden gilt.

### 3.1.3 Die „Pendlermentalität“

Familie Mirenković kommt wie bereits erwähnt aus einer ländlichen Gegend, in der sie Land und Gut besitzt. Dennoch entschieden sie sich für die Migration, da ihr Hof unter den ökonomischen Umständen des Landes nach wie vor unrentabel ist. Jahrelang bewohnte die Familie eine winzige Wohnung, bevor sie in eine schöne und größere umgezogen ist. Aus ihrer Erzählung geht hervor, dass sie es schöner haben wollten. Ihr ursprüngliches Vorhaben zielte darauf ab, so viel wie möglich zu sparen, um den eigenen Hof in der Heimat bewirtschaften zu können. Mittlerweile ist ein Großteil der Erwachsenen und Jugendlichen aus ihrer Region ausgewandert. Dazu kommt, dass die ökonomischen Rahmenbedingungen im Land noch instabiler geworden sind. Dafür haben beide Eheleute in Österreich Arbeit gefunden und die Kinder haben eine Fachausbildung bzw. zu arbeiten begonnen. Nach ihren Zukunftsvorstellungen befragt, antworten sie und ihr Vater:

*Interviewer: „Wenn du träumen könntest, was würdest du dir wünschen für deine Zukunft?“*

*Tochter: „Für meine Zukunft?“*

*Interviewer: „Österreich...? Das Dorf...?“*

*Tochter: „Nein, doch nicht. Doch nicht. Die Heimat bleibt Jugoslawien, das ist sicher.“*

*Mutter: „Ich habe schon gefragt. Sie will dort leben ...Ich könnte das Haus unten verkaufen und die Staatsbürgerschaft nehmen. Sie sagt: ‚Nein, du kannst alles verkaufen, aber mein Haus nicht.‘“*

*Vater: „Das erste Mal habe ich eine Eigentumswohnung gesucht. OK, ich zahle auch viel, so haben sie und ihr Bruder eine größere Wohnung, dann können sie diese zu zweit teilen, wenn ich irgendwann einmal [zurück]fahre oder sterbe oder so. Aber ich will keine kleine Eigentumswohnung. Wem kann ich diese hinterlassen. Nur um diese zu verkaufen und Geld zu gewinnen ist sie nicht geeignet. Ich habe auch vorgeschlagen, ein bisschen nach draußen in die Nähe von Wien zu gehen. Suchen wir ein Haus, wenn du in Österreich bleiben willst.“*

*Tochter: „Die Heimat bleibt Jugoslawien.“*

*[Familie Mirenković Z 1823-1835f.]*

Die Heimatbezogenheit der Tochter, die sie auch mit ihrem Bruder teilt, schließt nicht aus, dass sie Österreich als das Land betrachtet, in dem sie arbeiten und eine Familie gründen möchte. Ihr Vater hat diese Zukunftsperspektive bereits akzeptiert und ist bereit, in eine Wohnung für seine Kinder investieren. Diese muss aber einen höheren symbolischen Wert als den einer bloßen Unterkunft haben. Dies hängt offenbar mit der hohen Bedeutung zusammen, die das Haus in der Heimat hat:

*Tochter: „Wenn man denkt, wie viel meine Eltern, meine Großeltern, vielleicht auch meine Urgroßeltern dafür gearbeitet haben, und ich das [Haus] jetzt einfach verkaufe und ich eh mein halbes Leben dort verbracht habe... Nein. Ich würde es für nichts verkaufen. Also, Staatsbürgerschaft kommt für mich nicht in Frage. Überhaupt nicht. Und ...“*

*V: „Na ja. Wenn es die doppelte Staatsbürgerschaft so wie früher gibt, dann kann ich sie auch nehmen.“*

*[Familie Mirenković Z 1851-1858]*

Gerade die symbolische Bedeutung des Hauses steht der Übernahme der österreichischen Staatsbürgerschaft im Wege: Hier kommt es zu einem Interessenskonflikt. Die österreichische Staatsbürgerschaft würde Schwierigkeiten bei der Erbschaft und der Übergabe des Hauses an die nächste Generation bereiten. Vor diesem Hintergrund entscheidet sich die Familie für den Erhalt des Hauses in der Heimat. Die Eltern werden möglicherweise dorthin zurückkehren, wobei dies zum jetzigen Zeitpunkt noch offen ist.

Ab einem gewissen Zeitpunkt hat Familie Mirenković die Rollen jedes Lebensortes klar definiert. In Österreich wird gearbeitet, in der Heimat der Urlaub verbracht. In dieser begrenzten Zeit (Sommer und Weihnachten) kommt es zu einer symbolischen und auch realen Rekonstruktion der ländlichen Gemeinde, in der sich Familie Mirenković und ihre Nachbarn beheimatet fühlen. Die übrige Jahreszeit verbringen sie in Österreich, wo im Unterschied zu der oben erwähnten Familie Berenković der Alltag so gemütlich und gut wie möglich gestaltet wird. Das impliziert auch, in Wohnung und Freizeit zu investieren.

Das „Pendeln“ als Bild symbolisiert das regelmäßige Hin- und Zurückreisen zwischen zwei Orten. Damit verbunden ist eine klare und kontinuierliche Aufteilung der Jahreszeit zwischen Arbeit im Aufnahme-land und Freizeit in der Heimat. Dies impliziert, dass die Mitglieder der Familie zumindest ihr ganzes aktives Berufsleben in Österreich verbleiben und sowohl in eine österreichische Wohnung und darüber hinaus auch in Lebensqualität investieren. Sie sind in eine Gemeinde eingebettet, die Schutz und Unterstützung anbietet (d.h. in eine Gemeinde von Leuten, die aus derselben Region ausgewandert sind und trotz geografischer Distanz im laufenden Kontakt stehen). Innerhalb – und nicht außerhalb – dieser Gemeinde entwickeln sich wichtige soziale Räume und Lebensformen, auch ein Heiratsmarkt.

Diese Lebensordnung erlangt im Lauf der Jahre eine gewisse Kontinuität. Ob sie über mehrere Generationen hinweg erhalten bleibt, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt allerdings noch nicht abschätzen.

Aus diesen Überlegungen folgt, dass die übliche duale Betrachtungsweise zwischen Integration in Österreich und Rückkehr in das Heimatland zu hinterfragen ist. Sie läuft Gefahr, die tief greifenden Änderungen der materiellen Lebensbedingungen der letzten 30 Jahre und neue Formen von Integration nicht entsprechend zu berücksichtigen<sup>34</sup>. Neue Transportmittel und Kommunikationsmedien (billige Reisen, Satellitenanlagen usw.) sowie das Vorhandensein stabiler Diasporagemeinden sprechen für komplexe Integrationsformen, zu denen die „Pendlermentalität“ zählt. Studien aus anderen Ländern zeigen, dass diese Diasporagemeinden im Unterschied zu vergangenen Zeiten heute sehr mobil sind. Dies erweitert die Palette möglicher kultureller Antworten auf neue Lebensbedingungen, die durch eine Migration entstehen.

### 3.1.4 Zukunftslose

Neben Familien, die ihr Leben in Österreich als ein unerwünschtes Provisorium betrachten, anderen, die sich für einen längerfristigen Verbleib in Österreich entschieden haben, jenen, die ihre Zukunft offen lassen, und anderen, die zwischen der Heimat und dem Aufnahmeland pendeln, leben auch MigrantInnen in Österreich, die bloß von einem zum anderen Tag leben. Für sie ist die Zukunft etwas Fernes, da sie sehr arm sind und der Kampf ums Überleben ihre gesamten Energien in Anspruch nimmt. Den Umständen entsprechend leben sie in sehr schlechten Wohnungen. So berichtet eine Sozialarbeiterin Folgendes:

*„Im Vergleich zu anderen Familien hat diese sehr wenig. Also z.B. wie die Wohnung eingerichtet ist, auch was sie essen zum Teil – da hab ich das Gefühl, die leben sehr bescheiden. Jeder Schilling ist notwendig. Und ... das ist etwas, was von den Töchtern sehr streng auch abverlangt wird. Also, von der ältesten Tochter, die ja eigentlich schon eine eigene Familie hat, hat sich der Vater sehr oft Geld ausgeborgt. Und sie hat das dann immer beklagt und hat gesagt: ‚Ja, ich brauch das selber, und ich möchte mir eine Wohnung mieten, und ich habe das Geld nicht, weil mein Vater hat sich's ausgeborgt‘ zum Beispiel. Und die Eltern haben auch öfters gesagt: ‚Ja, ich würde mir gern etwas für eine Wohnung sparen, und ich kann nicht, weil ich muss alles zu Hause abliefern.‘“ (Expertengespräch 25/Z 272-285)*

Studien über Familien unter der Armutsgrenze in Österreich zeigen, dass diese genauso wie Migrantenfamilien, von denen hier berichtet wurde, beim Wohnen und Essen sparen<sup>35</sup>. Schulden und Schwierigkeiten mit Wohnungsspekulanten sind oft Begleiterscheinungen einer extremen Deprivierung, die zu einer Verringerung der Lebenschancen von Kindern und Jugendlichen führen. Dies geschieht etwa, wenn junge Menschen – insbesondere Mädchen – frühzeitig familiäre Verantwortungen sowie die Rolle von Erwachsenen übernehmen müssen. Dadurch werden die Schulleistungen von Kindern, die oft die Betreuung von

kleineren Geschwistern übernehmen oder einen finanziellen Beitrag zum Erhalt der Familie leisten müssen, schwer beeinträchtigt. Dies hat nicht nur Konsequenzen in Hinblick auf ihr späteres berufliches Leben, sondern auch in Hinblick auf Kontakte mit Gleichaltrigen, Umgang mit der Sprache des Aufnahmelandes usw., d.h. auf ihren ganzen Sozialisationsprozess.

### 3.2. Schlussfolgerungen

#### 3.2.1. Faktoren, die bei den Zukunftswünschen mitspielen

Wenn man die Faktoren zusammenfasst, die für das Migrationsvorhaben von Familien und ihre Entscheidung für einen Wohnort eine Rolle spielen, so lassen sich die folgenden Punkte feststellen:

- **Die rechtlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen im Aufnahmeland** haben starken Einfluss auf die Zukunftsvorstellungen und damit auch auf längerfristige Entscheidungen für einen bestimmten Wohnort. Je sicherer sich MigrantInnen in Österreich fühlen, desto eher investieren sie in einen Verbleib in Österreich. Stabilität am Arbeitsmarkt und Zuverlässigkeit am Wohnungsmarkt fördern die Integration von Familien. Unklare politische Richtlinien, die zur Desorientierung von MigrantInnen führen, sind nicht dazu geeignet, jene ökonomischen Faktoren zu beseitigen, die zu einer Änderung in der Struktur der Migration und auch zum Familiennachzug geführt haben. Sie fördern vielmehr gesetzwidrige Vorgänge am Wohnungsmarkt und jene Formen von Integration, die zu einer geringen Identifizierung mit dem Aufnahmeland führen.
- Zu diesen rechtlichen Rahmenbedingungen im Aufnahmeland kommen **soziale Faktoren** hinzu. Die Erfahrungen, die MigrantInnen mit ÖsterreicherInnen auf öffentlicher und privater Ebene machen, die Frage, ob sie Leute finden, auf die sie zählen können oder ob sie diskriminiert werden, beeinflussen die weitere Entwicklung ihrer Pläne. Nicht nur Konflikte, sondern auch ein kontinuierliches Nebeneinander von MigrantInnen mit ihrem sozialen Umfeld tragen zu ihrer sozialen Ausgrenzung bei. Beide Phänomene – Konflikte und gegenseitige Abgrenzungen – beruhen manchmal auf Vorurteilen, die sich bei näherer Betrachtung als grundlos erweisen. Sehr oft verbergen sich hinter diesen Konflikten nicht nur falsche pauschale Vorstellungen, sondern vielmehr konkrete Erfahrungen mit unterschiedlichen Wertvorstellungen.  
Eine kategorische Trennlinie zwischen Einheimischen und MigrantInnen zu ziehen ist insofern gefährlich, als damit sehr oft die Vorstellung verbunden ist, dass es sich bei beiden Gruppen um homogene Einheiten handelt. Dabei dürfen Mentalitätsunterschiede zwischen Menschen mit unterschiedlichem sozialem und kulturellem Hintergrund nicht unterschätzt werden.
- **Die Situation der MigrantInnenfamilien im Herkunftsland prägt ebenfalls ihr Migrationsvorhaben** sowie ihre Wohnungspläne im Aufnahmeland. Eine Verbesserung der materiellen Rahmenbedingungen im Herkunftsland sowie die Existenz eines sozialen Netzes von Angehörigen, Nachbarn und Freunden fördern eine Rückkehr in die Heimat. Unter diesen materiellen Faktoren hat das eigene Familienhaus in der Heimat einen hohen symbolischen Wert, insbesondere – nicht aber ausschließlich – unter Familien aus ländlichen Gebieten. Der Mangel an diesen Ressourcen ist oft Anlass, um einen langfristigen Verbleib in Österreich zu akzeptieren und auf unterschiedliche Art zu regeln, wie etwa für Familien, die sich für ein Leben in Österreich entscheiden, oder jene, die eine „Pendlermentalität“ entwickeln. Es leben aber auch MigrantInnenfamilien hier, die ihr Leben jahrelang in Hinblick auf eine Rückkehr gestalten, selbst wenn eine Rückkehr bereits ausgeschlossen ist.
- **Die Situation und Dynamik innerhalb von Familien** haben Einfluss auf ihre Zukunftsvorstellungen. So kann es zu Interessenskonflikten zwischen Generationen kommen, etwa wenn die Eltern in die Heimat zurückkehren wollen, während die Kinder ihr Leben in Österreich planen. In anderen Fällen wiederum

identifizieren sich Eltern in höherem Maß mit dem Aufnahmeland als ihre Kinder. Schließlich haben sie sich – und nicht die Kinder – für die Migration entschieden. Diese Dynamik zwischen Generationen ist äußerst komplex. Einige Faktoren erscheinen dennoch klar: Die Zukunftschancen, die junge Menschen aus Migrantenfamilien in Österreich finden, tragen zweifelsohne zu ihrer Identifikation mit dem Aufnahmeland bei. Die Weitergabe von Vorstellungen und Idealen innerhalb von Familien ist auch bedeutsam, insbesondere wenn enge Verhältnisse zwischen jungen Menschen, ihren Eltern und sonstigen Verwandten bestehen.

### 3.2.2. Thesen – Vermutungen

#### 1. Bedeutung der Familie

Die Risiken, die mit einem Wechsel des Landes verbunden sind, sowie die oben erwähnten Änderungen in der Struktur der Zuwanderung bestärken zwangsläufig das Phänomen der Kettenmigration. Einige Verwandte ebnen den Weg für nachziehende Angehörige, und so entstehen Unterstützungsnetze, aus denen sich stabile Gemeinden bilden können. Daraus lässt sich die Bedeutung von Familie erklären. Sie erweist sich als zuverlässige Instanz, die besonders geschätzt wird, wenn das soziale Umfeld unbekannt oder sogar bedrohlich erscheint. Hinter diesem Phänomen stehen zweifelsohne psychische, historische und soziale Faktoren:

- Miteinander bekannte und einander vertraute Personen sind berechenbarer und stehen einander im Prinzip näher als jene, die man nicht kennt.
- Diese Tatsache kann durch kulturelle Traditionen bestärkt werden, in denen es eine breiter gefasste und auch gleichzeitig präziser definierte Auffassung von Verwandtschaft als die der westeuropäischen „Kernfamilie“ gibt. Die Kernfamilie baut sehr stark auf einer ‚vertikalen‘ Solidarität zwischen Eltern und Kindern auf, dafür ist die Solidarität zwischen Verwandten entsprechend dem ihr zugrunde liegenden verwandtschaftlichen Muster weit weniger im Voraus definiert<sup>36</sup>. Dazu kommt, dass in den westeuropäischen Ländern die Kinderzahl immer geringer wird. Dies hat sicherlich Auswirkungen auf Verwandtschaftsstrukturen einerseits und Verwandtschaftsbeziehungen andererseits. Dies wurde allerdings bisher noch nicht systematisch untersucht. Viele ZuwanderInnen, die im Rahmen des Forschungsprojekts interviewt wurden, haben eine andere Auffassung von Familie. Für sie besteht diese aus einem weiten Netz von Verwandten, die durch gegenseitige, klar definierte Verpflichtungen und Unterstützungen miteinander verbunden bleiben. Die Grenzen zwischen Verwandten und Nachbarn sind dabei manchmal – insbesondere bei Zugewanderten aus ländlichen Gebieten – sehr fließend.
- Eine übliche Strategie, um Schwierigkeiten zu bewältigen, besteht in der Intensivierung von Beziehungen zwischen Verwandten. Da Zugewanderte ihre Existenz in einem neuen, unbekanntem Land wieder aufbauen (müssen), nutzen viele gegenseitige verwandtschaftliche Unterstützung, insbesondere wenn das neue soziale Umfeld als unzuverlässig oder unwirtlich wahrgenommen wird und von den Institutionen und der Gesellschaft im Aufnahmeland nur wenig Beistand zu erwarten ist.

Die Migrationserfahrung kann das Leben von Zuwandererfamilien in Österreich bestärken. Solidarität unter Verwandten sowie der hohe Stellenwert von Nachbarschaft fördern mit der Zeit die Bildung von stabilen Gemeinden, die an einem bestimmten Ort (wie etwa einem Bezirk, einer Großstadt oder einem Dorf) konzentriert leben. Daneben können auch „Diaspora-Gemeinden“ entstehen, deren Mitglieder intensive Kontakte miteinander pflegen und trotzdem weit voneinander entfernt in unterschiedlichen Regionen oder sogar Ländern leben.

Organisierte Gemeinden spielen in diesem Zusammenhang eine paradoxe Rolle: Ganz eindeutig schützen sie ihre Mitglieder, die sich nicht nur gegenseitig unterstützen, sondern in diesen Gemeinden auch ihre soziale Identität bewahren können. Wenn Schutz und soziale Kontrolle innerhalb der Gemeinden intensiviert werden, gleichzeitig aber kaum Kontakte zu anderen Mitgliedern der österreichischen Gesellschaft bestehen, kann es zu einer Segregation des gesellschaftlichen Lebens in Österreich kommen. In diesem

Zusammenhang erhebt sich die Frage, ob diese Formen von Integration sowohl für MigrantInnen als auch für die österreichische Gesellschaft auf Dauer positiv sind.

## ***2. Welche Integration?***

Aufgrund der Änderungen, die mit dem Wechsel des Landes verbunden sind, haben Migrationsprozesse Konsequenzen für das familiäre Leben, da die Geschlechterrollen, die Eltern-Kinder-Beziehung und auch Verwandtschaftsbeziehungen oft neu definiert werden. Dies kann auf sehr unterschiedliche Arten erfolgen. Ähnliches gilt für das Wohnen und andere Dimensionen des Lebens. In dieser Hinsicht erscheint die Migration als ein biografischer Abschnitt, durch den viele neue Variablen ins Spiel kommen. Eine deckungsgleiche Fortsetzung des früheren Lebens im Heimatland, sei es auf kultureller oder materieller Ebene, erscheint dabei wenig plausibel, da Familien mit neuen Herausforderungen in einem anderen Umfeld konfrontiert werden.

Eine Integration in die österreichische Gesellschaft, die nur materielle Rahmenbedingungen mitberücksichtigt, erscheint genauso undenkbar, weil dabei konkrete Bedürfnisse, unter anderem nach Identität, Zugehörigkeit und Zufriedenheit mit dem eigenen Leben, übersehen werden. Die Integration erscheint unter dieser Perspektive als ein Prozess, in dem MigrantInnenfamilien ihr ursprüngliches Migrationsvorhaben neu definieren werden, während sie gleichzeitig ihr Leben im Aufnahmeland neu aufbauen. Dieser Prozess hat zwei Gesichter und hängt stark mit den Gegebenheiten im Aufnahmeland und auch mit den Ressourcen, über die MigrantInnenfamilien verfügen, zusammen. Das Leben von Zuwandererfamilien kann dabei, wie zuvor dargelegt wurde, sehr unterschiedlich aussehen. Wird von normativen Auffassungen von Integration abgesehen und dafür das Augenmerk vielmehr auf jene Formen gelenkt, wie MigrantInnenfamilien ihr Leben im Aufnahmeland tatsächlich neu organisieren und gestalten und sich in das soziale Gefüge Österreichs (Schule, Arbeitsmarkt, Nachbarschaft usw.) eingliedern, dann lässt sich zeigen, dass es zahlreiche Formen von Integration gibt.

## ***3. Erfahrung mit dem Staat***

Die zuvor präsentierten Reflexionen über das Familienleben und die Gemeinden von MigrantInnen bedeuten nicht, dass diese für alle Zuwandererfamilien in gleicher Weise zutreffen.

Auf der Suche nach den Faktoren, die hinter konkreten Integrationsformen stehen und daher auch für die Frage des Wohnens von Bedeutung sind, gewann eine Vermutung im Lauf des Forschungsprozesses immer mehr an Plausibilität. Diese Annahme darf allerdings nicht als monokausale Erklärung aufgefasst werden:

Die Erfahrungen mit dem Staat, die MigrantInnen in ihrer Heimat gemacht haben und auch nach der Zuwanderung in Österreich sammeln, sind ausschlaggebend für ihre Integration.

Familien, die über Generationen hindurch ihr Leben ohne staatliche Unterstützung organisiert haben, bauen sehr stark auf einen Austausch von Diensten und Unterstützungen zwischen Verwandten und Nachbarn. So werden etwa Kinder nach wie vor als Garanten für die Alterssicherung ihrer Eltern betrachtet. Ein weites Netz von Angehörigen und Nachbarn erfüllt viele Aufgaben, die in Österreich staatliche Institutionen sichern. Die Verinnerlichung dieser schützenden und regelnden Funktion des Staates bedarf einer längeren Periode, in der die Bewohner eines Landes positive Erfahrungen mit staatlichen Institutionen gemacht haben, bevor sie Vertrauen zu diesen bekommen.

In jenen Herkunftsländern, wie etwa in Regionen des ehemaligen Jugoslawien, in denen staatliche Institutionen auch historisch betrachtet schwach ausgebildet waren und sogar als feindliche Einrichtungen wahrgenommen wurden, behalten andere Organisationsformen, wie etwa Netzwerke unter Bekannten, Verwandten und Nachbarn, einen hohen Stellenwert.

Diese Einstellung zum Staat kann durch negative Erfahrungen mit Behörden und anderen öffentlichen Institutionen bestärkt werden. Jene, die vom Staat nicht unterstützt werden, weil sie aufgrund ihrer früheren Erfahrungen gar nicht damit rechnen, organisieren ihr Leben in gewohnter Weise mit Unterstützung der ihnen zur Verfügung stehenden Netzwerke. Sie bleiben dabei allerdings oft am Rande des gesellschaftlichen Lebens. Gleichzeitig werden dadurch Minderheitsgemeinschaften zementiert.

Familien hingegen, deren Mitglieder mit staatlichen Einrichtungen vertraut sind, tendieren dazu, sich in Österreich Informationen zu holen, diese Institutionen auch in Anspruch zu nehmen und gegebenenfalls ihnen zustehende Rechte einzufordern. Bedeutsamerweise knüpfen diese Familien auch eher Kontakte mit ÖsterreicherInnen. Daraus entwickeln sich offenere Formen von Integration, bei denen nicht nur Kommunikation mit der Heimat und den Landsleuten, sondern auch Kontakte zu Angehörigen der Aufnahmegesellschaft entstehen.

## Endnoten

- 1 In der Demografie wird zwischen verschiedenen Gruppen von MigrantInnen unterschieden. Dazu zählen PendlerInnen, saisonale ArbeitnehmerInnen oder Zugewanderte, die ihr Land verlassen und in einem anderen mittel- oder langfristig kontinuierlich leben, selbst wenn sie ihr Heimatland zeitweise (z.B. für Urlaubsaufenthalte) besuchen. Im Mittelpunkt dieser Studie steht die zuletzt erwähnte Gruppe.
- 2 Vgl. (Schiffauer 1991: 351ff.)
- 3 (Lebhart-Münz 1999: 8 bzw. 32ff.)
- 4 Diese beruht meistens auf einem „Essenzialismus“, nach dem Kulturen als fest zementierte, vorgegebene und kaum abänderbare Phänomene gesehen werden. Vgl. (Camilleri-Vinsonneau 1996: 67)
- 5 (Lichtenberger & Fassmann 1984: 292)
- 6 (Wimmer 1986: 282)
- 7 (Hammer 1999)
- 8 (Hammer 1999: 978)
- 9 (Hammer 1999: 977)
- 10 (Hammer 1999: 980)
- 11 In Fachdiskussionen wurde allerdings darauf hingewiesen, dass anhand des Mikrozensus keine Berechnungen über die Wohndauer möglich sind und das gezeigte Bild verzerrt ist. Da viele der in den Daten erfassten Zuwandererfamilien vergleichsweise kürzer als ÖsterreicherInnen hier leben, lässt sich durch die Bestandsaufnahme des Mikrozensus nicht erfassen, wieviele von ihnen zunächst in sehr schlechten Wohnverhältnissen leben und sich nach einiger Zeit deutlich verbessern können. In diesem Zusammenhang kann nur darauf hingewiesen werden, dass es in Österreich zu dieser Frage keine besseren und aktuelleren Daten als den Mikrozensus gibt. Auch wenn die Situation dadurch möglicherweise etwas dramatischer gezeichnet wird als sie tatsächlich ist, so lässt sich dennoch zeigen, dass ein hoher Prozentsatz tatsächlich zumindest für einige, in vielen Fällen sicher auch für lange Zeit in sehr schlechten Wohnverhältnissen lebt.
- 12 (Prskawetz 1996), (Gächter 1998), (Wimmer 1986)
- 13 (Prskawetz 1997), (Biffl 1998)
- 14 (Wroblewsky 1998: 132), (Treibel 1990: 86-96), (Gächter 1998: 115-116)
- 15 (Prskawetz 1997: 24)
- 16 (Wroblewsky 1998: 132f.) Für Einkommens- und Einstufungsunterschiede sowie unerlaubte Erwerbstätigkeit vgl. (Gächter 1998: 102-130), für die höhere Arbeitslosigkeit unter MigrantInnen vgl. (Prskawetz 1997: 13)
- 17 (Prskawetz 1997: 24; 26; 32f.)
- 18 Vgl. (Prskawetz 1997: 13)
- 19 (Lebhart & Münz 1994)
- 20 (Wroblewsky 1998: 165-167)
- 21 (Lichtenberger 1984: 386)
- 22 Dies wurde bereits in anderen Studien klargestellt. Vgl. (Häußermann 1996: 200)
- 23 (Haeussermann u.a. 1996: 200-202)
- 24 (Wimmer 1986: 290)
- 25 „Kettenwanderung ist eine Form der Wanderung, in welcher MigrantInnen bereits im Heimatland entstandene soziale Beziehungen zu Ausgewanderten – vor allem Verwandten und früheren Nachbarn – für ihren Migrationsprozess nutzen: Von den Ausgewanderten erfahren sie über Chancen, erhalten Hilfe für ihre Reise, Unterstützung bei der Suche nach Arbeit und Wohnung, aber auch Hilfe für die Anpassung an die neue Umgebung. Beziehungen aus dem Herkunftskontext werden in die Einwanderungsgesellschaft übergeführt bzw. am neuen Ort wiedererrichtet.“ (Heckmann 1992: 99)
- 26 Günther Müller hat das Phänomen der Wanderung eines ganzen Dorfes näher beschrieben (Müller 1995).
- 27 Für die Frage nach der Entstehung und Typologie dieser Gemeinden sowie für die These der Entstehung neuer Formen von Diaspora siehe (Médam 1993).
- 28 (John 1982: 87-103)

- 29 (Lichtenberger 1984: 409)
- 30 Vgl. (Camilleri 1996: 56-58)
- 31 (Lichtenberger 1984: 463)
- 32 (Wiederschwinger u.a. 1992: 224-225). Für Deutschland siehe (Andreß 1999: 326f.)
- 33 (Bucheger-Traxler 1995: 20f.)
- 34 Vgl. die Schlussfolgerungen von (Medam 1993: 62-64)
- 35 (Wiederschwinger u.a. 1992)
- 36 (Rosenbaum 1998: 20)

# Literaturverzeichnis

- Andreß, Hans Jürgen (1999): *Leben in Armut*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Angenendt, Steffen (1992): *Ausländerforschung in Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und inhaltliche Entwicklung eines aktuellen Forschungsbereiches*. Frankfurt/Main u.a.: Campus Verlag.
- Arici, Hüsnü (1988): *Adjustment Problems of Returning Turkish Migrant Children*. In: Ina Maria Greverus, Konrad Köstlin & Heinz Schilling (Hrsg.): *Kulturkontakt – Kulturkonflikt*; Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt/Main Band 28. Frankfurt/Main. S. 269-275.
- Arrondel, Luc & Wolff, François-Charles (1998): *Aides et dons au sein de la famille. Faits et perspectives théoriques*. In: *Retraite et société*, 24. S. 47ff.
- Auernheimer, Georg (1988): *Der sogenannte Kulturkonflikt. Orientierungsprobleme ausländisches jugendlicher*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Auernheimer, Georg (1995): *Einführung in die interkulturelle Erziehung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bacher, Johann (1997): *Armutgefährdung von Kindern in Österreich*. In: *ÖZS – Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 22 (4). S. 51-73.
- Bade, Klaus Jürgen & Bommers, Michael (1997): *Migration – Ethnizität – Konflikt. Erkenntnisprobleme und Beschreibungsnotstände: eine Einführung*. In: *IMIS-Schriften*, 1. S. 1-25.
- Balkanli, Vildan u. a. (1996): *„Jede Ecke will ich gehen“. MigrantInnenkinder in der Freizeit*. Wien: Katholische Jungschar.
- Bauböck, Rainer (1991): *Immigration und Ethnizität*. Wien: Institut für Höhere Studien.
- Bauböck, Rainer (1991): *Einwanderungs- und Minderheitenpolitik. Ein Plädoyer für neue Grundsätze*. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 16 (3). S. 42-56.
- Bauböck, Rainer (1993): *Etablierte und Außenseiter, Einheimische und Fremde. Anmerkungen zu Norbert Elias' Soziologie der Ausgrenzung*. In: Klaus Nowotny Helga & Taschwer (Hrsg.): *Macht und Ohnmacht im neuen Europa*. Wien: WUV Verlag. S. 147-166.
- Bauböck, Rainer (1996): *Nach Rasse und Sprache verschieden. Migrationspolitik in Österreich von der Monarchie bis heute*. Wien, Institut für Höhere Studien
- Bayart, Jean Francois (1997): *L'Imaginaire dans l'affirmation identitaire*. In: *Sciences Humaines*, (15). S. 42-45.
- Beham, Martina u. a. (1997): *Statistik aus Kinderperspektive*. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Bierschock, Kurt P. (1995): *Familie, Ethnizität und Migration. Zum Stand der Forschung in Frankreich, Kanada und den USA*. Bamberg: Eigenverlag.
- Bielefeld, Uli u. a. (1982): *Junge Ausländer im Konflikt Lebenssituationen und Überlebensformen*. 3-7799-0656-2 München
- Biffel, Gudrun (1998): *Sopemi Report on Labour Migration*. Wien: Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung
- Bommers, Michael (1994): *Die Beobachtung von Kultur. Die Festschreibung von Ethnizität in der bundesdeutschen Migrationsforschung mit qualitativen Methoden*. In: *Jahrbuch für Soziologiegeschichte*, 1994. S. 205-226.
- Boos-Nuening, Ursula (1990): *Einwanderung ohne Einwanderungsentscheidung ausländische Familien in der Bundesrepublik Deutschland*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 1990. B 23/24. S. 16-25.
- Bouamama, Said & Sad Saoud, Hadjila (1996): *Familles maghrebines de France*. Paris: Desclee de Brouwer.
- Buchegger-Traxler, Anita (1995): *Ausländische Kinder in Österreich*. Wien: Institut für Soziologie, Universität Wien, Grund- und Integrativwissenschaftliche Fakultät.

- Bukow, Wolf-Dietrich (1996): Feindbild: Minderheit. Ethnisierung und ihre Ziele. Opladen: Leske + Budrich.
- Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst (1995): Fremdenfeindlichkeit. Konflikte um die groben Unterschiede – Symposium zur Entwicklung eines Forschungsprogramms, Wien 27.-28.10. 1994. Wien: Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst.
- Buric, Olivera (1976): The Zadruga and the contemporary family in Yugoslavia. In: Byrnes, Robert F. (Hrsg.): Communal Families in the Balkans. Notre Dame, Indiana. S. 117-138.
- Burkhardt, Dagmar (1987): Die weibliche Dimension im traditionellen Weltmodell auf dem Balkan. In: Norbert Reiter (Hrsg.): Die Stellung der Frau auf dem Balkan. Wiesbaden: Hassarowitz. S. 79-98.
- Camilleri, Carmel (1990): Stratégies identitaires. Paris: Presses universitaires de France.
- Camilleri, Carmel & International Bureau of Education. (1986): Cultural anthropology and education. London: K. Page in association with Unesco.
- Camilleri, Carmel (1996): Psychologie et culture. Concepts et methods. Paris: A. Colin.
- Cinar, Dilek u.a. (1996): Rechtliche Integration von Einwanderern im internationalen Vergleich. Wien: Institut für Höhere Studien.
- Csitkovics, Monika u. a. (1997): Die gesundheitliche Situation von Migrantinnen in Wien. Wien: MA 15/ Dezernat für Gesundheitsplanung.
- Cuche, Denis (1996): La notion de culture dans les sciences sociales. Paris: La Decouverte.
- Daniel, Ute (1993): „Kultur“ und „Gesellschaft“. In: Geschichte und Gesellschaft, 19. S. 69-99.
- Denich, Bette S. (1974): Sex and Power in the Balkans. In: Michelle Zimbalis Rosaldo (Hrsg.): Woman, Culture and Society. Stanford California: Stanford University Press. S. 243-262.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria (1993): Altern in der Migration. Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben. Stuttgart: Enke Verlag.
- Dittrich, Eckhard J. & Radtke, Frank Olaf (1990): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Erlich, Vera St. (1964): Family in Transition. Princeton: Princeton University Press.
- Esser, Hartmut (1997): Die Entstehung ethnischer Konflikte. Differenz und Integration. In: Hradil, Stefan: Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. S. 876-894.
- Fassmann, Heinz & Münz, Rainer (1995): Einwanderungsland Österreich. Historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen. Wien: Jugend und Volk.
- Fassmann, Heinz & Münz, Rainer (1996): Österreich – Einwanderungsland wider Willen. In: Fassmann, Heinz & Münz, Rainer: Migration in Europa. Historische Entwicklung, aktuelle Trends, politische Reaktionen. Frankfurt/Main: Campus, S. 209-230.
- Fassmann, Heinz u. a. (1999): „Arbeitsmarkt Mitteleuropa“. Die Rückkehr Historischer Migrationsmuster. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Frachon, Claire u. a. (1995) European television. Immigrants and ethnic minorities. London: John Libbey.
- Gächter, August (1998): Die Integration der niedergelassenen ausländischen Wohnbevölkerung in den Arbeitsmarkt. Wien: Institut für Höhere Studien (IHS).
- Gililand Olsen Mary, K. (1990): Redefining Gender in Yugoslavia. Masculine and Feminine Ideals in Ritual Context. In: East European Quarterly XXIII. S. 431-444.
- Giordano, Christian (1997): Ethnizität: Prozesse und Diskurse im interkulturellen Vergleich. In Hettlage, Robert: Kollektive Identitäten in Krisen. Ethnizität in Religion, Nation, Europa. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 56-71.
- Grandits, Hannes & Halpern Joel, M. (1994): Traditionelle Wertmuster und der Krieg in Ex-Jugoslawien. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde, 3/1994. S. 91-102.
- Gürses, Hakan (1994): Wechselspiel der Identitäten. Bemerkungen zum Minderheitenbegriff. In: SWS-Rundschau, 4 (34. Jg.). S. 353-368.
- Häussermann, Hartmut & Siebel, Walter (1996): Soziologie des Wohnens eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim: Juventa.

- Haller, Max u.a. (Hrsg.) (1996): Österreich im Wandel. Werte, Lebensformen und Lebensqualität 1986 bis 1993. Wien: Verlag für Geschichte und Politik
- Hammer, Gerald (1999): Lebensbedingungen von Ausländern in Österreich. In: Statistische Nachrichten, (11). S. 965-980.
- Hebenstreit, Sabine (1986): Frauenräume und weibliche Identität. Ein Beitrag zu einem ökologisch orientierten Perspektivenwechsel in der sozialpädagogischen Arbeit mit Migrantinnen. Berlin: EXpress Edition.
- Heckmann, Friedrich (1991): Ethnische Kolonien. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 16 (3). S. 25-41.
- Heckmann, Friedrich (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Heckmann, Friedrich (1997): Ethnos – eine imaginierte oder reale Gruppe? Über Ethnizität als soziologische Kategorie. In Hettlage, Robert u.a.: Kollektive Identitäten in Krisen. Ethnizität in Religion, Nation, Europa. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 46-55.
- Heitmeyer, Wilhelm & Dollase, Rainer (1996): Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herbaut, Clotilde u. a. (1996): Le Regard sur l'enfant dans diverses cultures: Réflexion d'ensemble. In: Clotilde Herbaut & Jean-William Wallet (Hrsg.): Des Sociétés des enfants. Paris: L'Harmattan. S. 325-342.
- Hilpert, Kornelia (1997): Ausländer zwischen Integration und Marginalisierung. Frankfurt/Main u. a.: Peter Lang.
- Hödl, Klaus (1996): Der Umgang mit dem „Anderen“. Wien: Böhlau Verlag
- Hoffmann-Nowotny, Hans Joachim (1998): Die Integration Ethnischer Minoritäten. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (38). S. 316-342.
- Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen (1986): Segregation und Integration. Die Situation von Arbeitsmigranten im Aufnahmeland. Mannheim: Forschung Raum und Gesellschaft.
- Holzer, Werner & Münz, Rainer (1994): Wissen und Einstellungen zur Migration, ausländischer Bevölkerung und staatlicher Ausländerpolitik in Österreich. Wien: Institut für Demographie der ÖAW.
- Holzer, Werner & Münz, Rainer (1996): Fremdenfeindlichkeit in Österreich? In: Institut für Demographie (Hrsg.): Demographische Informationen 1995/96. Wien: Institut für Demographie. S. 45-54.
- Hondrich, Karl Otto (1996): Die Nicht-Hintergebarkeit von Wir-Gefühlen. In: Wilhelm Heitmeyer & Rainer Dollase (Hrsg.): Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 100-119.
- Hutchinson, John & Smith, Anthony (1996): Ethnicity. Oxford University Press.
- Imhof, Kurt (1993): Nationalismus, Nationalstaat und Minderheiten – Zu einer Soziologie der Minoritäten. In: Soziale Welt, S.327-357.
- Imhof, Kurt (1997) Gemeinschaft in der Gesellschaft. Modernisierung und Ethnizität. In: Hradil, Stefan (Hrsg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt/Main: Campus Verlag. S. 861-875.
- Institut für Sozialforschung (Hrsg.) (1992): Aspekte der Fremdenfeindlichkeit. Beiträge zur aktuellen Diskussion. Frankfurt/Main: Campus.
- Izquierdo Escribano, Antonio (1992): La inmigración en España: 1980-1990. Madrid: Ministerio de Trabajo y Seguridad Social.
- Jelen, Christian (1993): La famille, secret de l'intégration. Enquete sur la France immigrée. Paris: Editions Robert Laffont.
- John, Michael (1982): Hausherrenmacht und Mieterelend: Wohnverhältnisse und Wohnerfahrung der Unterschichten in Wien 1890.
- Kaser, Karl (1992): Hirten, Kämpfer, Stammeshelden. Wien & Köln: Böhlau.
- Kaser, Karl (1994): Abstammung, Verwandtschaft und Öffentlichkeit. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde 3/1994, S. 83-90.

- Kaser, Karl (1995): Familie und Verwandtschaft auf dem Balkan. Analyse einer untergehenden Kultur. Wien: Böhlau.
- Kern, Jutta-Ursula u. a. (1994): „Mit Kindern leben“. Räumliche, Soziale, Mediale und Interkulturelle Kinderwelten. Wien: Institut für Soziologie, Universität Wien, Grund- und Integrativwissenschaftliche Fakultät.
- Khosrokhavar, Farhad (1997): L'islam des jeunes. Paris: Flammarion.
- Klages, Helmut (1989): Werte. In: Günter Endruweit & Gisela Trommsdorf (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Enke. S. 805-811.
- Kleff Hans, Georg (1985): Vom Bauern zum Industriearbeiter. Zur kollektiven Lebensgeschichte der Arbeitsmigranten aus der Türkei. Mainz: Verlag Manfred Werkmeister.
- Kroißbrunner, Sabine (1997): Soziopolitische Netzwerke türkischer MigrantInnen in Wien – eine (fast) ungeschriebene Geschichte. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaften, 26 (26. Jg.). S. 453-460.
- Kuhlmann, Michael & Meyer, Alwin (1989): Ayse und Devrim: Wo gehören wir hin? Zwei türkische Mädchen erzählen. Göttingen: Lamuv.
- Lajios, Konstantin (1998): Die ausländische Familie. Ihre Situation und Zukunft in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Leitner, Helga (1983): Gastarbeiter in der städtischen Gesellschaft. Segregation, Integration und Assimilation von Arbeitsmigranten. Am Beispiel jugoslawischer Gastarbeiter in Wien. Frankfurt/Main-New York: Campus Verlag.
- Lenz, Ilse (1993): Wie hängen Geschlecht und Ethnizität zusammen? In: Bernhard Schäfers (Hrsg.): Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. Verhandlungen des 26. Deutschen Soziologentages in Düsseldorf 1992. Frankfurt/Main: Campus Verlag. S. 337-345.
- Lichtenberger, Elisabeth & Faßmann, Heinz (1984): Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien: Böhlau.
- Liegl, Barbara & Ogris, Günther (1998): Bleibeabsichten – Die Ursachen der Bleibeabsichten. In: Christoph Hofinger u.a. (Hrsg.): Einwanderung und Niederlassung II Soziale Kontakte, Diskriminierungserfahrung, Sprachkenntnisse, Bleibeabsichten, Arbeitsmarktintegration und Armutsgefährdung der ausländischen Wohnbevölkerung in Wien. Endbericht. Wien: Institut für Höhere Studien. S. 107-126.
- Liegl, Barbara (1998): Bleibeabsichten – Bindungen zum Herkunftsland. Theoretischer Überblick. In: Christoph Hofinger u.a. (Hrsg.): Einwanderung und Niederlassung II Soziale Kontakte, Diskriminierungserfahrung, Sprachkenntnisse, Bleibeabsichten, Arbeitsmarktintegration und Armutsgefährdung der ausländischen Wohnbevölkerung in Wien. Endbericht. Wien: Institut für Höhere Studien. S. 83-106.
- Lueger-Schuster, Brigitte (1996): Leben im Transit. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Mahidi, Margareta & Vollmann, Kurt (1999): Wohnverhältnisse nach Staatsbürgerschaft. In: Statistische Nachrichten. (1). S. 17-26.
- Matuschek, Helga (1989): Familien von Arbeitsmigrant/innen und Asylwerber/innen in Österreich. In: Gisser Richard u. a. (Hrsg.): Lebenswelt Familie. Wien. S. 545-567.
- Matuschek, Helga u. a. (1998): Die Pflegesituation von Familienangehörigen dementer MigrantInnen in Österreich. Eine explorative Studie. Wien: Mimeografiertes Manuskript.
- Médam, Alain (1993): « Diaspora – Diasporas. Archetyp et typologie » Revue Européenne des Migrations Internationales 9 (1). S. 59-66.
- Meillassoux, Claude (1985): Gegen eine Ethnologie der Arbeitsmigration. In: Blaschke, Jochen und Greussing Kurt: Dritte Welt Europa. Berlin: Express Edition. S. 53-59.
- Meindl, Thomas (1994) : Wohnverhältnisse der Gastarbeiter in Wien. Stadtentwicklung vor dem Hintergrund eines segmentierten Arbeits- und Wohnungsmarktes. Wien: Diplomarbeit. Technische Universität Wien.
- Merkens, Hans (1987): Integrationsprobleme von Arbeitsmigranten und ihren Familien. Frankfurt/Main: Lang.
- Mintzel, Alf (1998): Ist das Konzept der multikulturellen Gesellschaft gescheitert. Passau, Lehrstuhl für Soziologie.

- Mitterauer, Michael (1990): Historisch anthropologische Familienforschung. Wien/Köln: Böhlau.
- Mitterauer, Michael (1994): Eine patriarchale Kultur? Funktionen und Formen der Familie auf dem Balkan. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde, 3/1994. S. 72-83.
- Müller, Günther (1995): Das Dorf der unbegrenzten Möglichkeiten. Über Arbeitsmigranten aus der Türkei und ihr Zuhause. In: Historische Anthropologie, 3 (1). S. 35-73.
- Münz, Rainer u. a. (1997): Migrationsmuster, Integration und Exklusion von Ausländern. Berlin: Philosophische Fakultät III, Institut Sozialwissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Nauck, Bernhard (1985): Arbeitsmigration und Familienstruktur. Eine Analyse der mikrosozialen Folgen von Migrationsprozessen. In: Campus Forschung 426. S. 304.
- Nauck, Bernhard (1994): Intergenerative Transmission zwischen Eltern und Jugendlichen – ein Vergleich zwischen Migrantenfamilien in Deutschland und Familien in der Türkei. In: Annali di sociologia, Bd. 10 (H. 1/2). S. 423-444.
- Ögrenelim, Birlikte (Hrsg.) (1995): Frauen im Fremdland. Bildungsarbeit, Beratung und Psychotherapie mit Migrantinnen. Wien: Promedia.
- Pasero, Ursula (1990): Familienkonflikte in der Migration. Eine rechtssoziologische Studie anhand von Gerichtsakten. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.
- Paugam, Serge (1996): L'exclusion. L'état des savoirs. Paris. Edition du Seuil.
- Pflegerl, Siegfried (1977): Gastarbeiter. Zwischen Integration und Abstoßung. Wien-München: Jugend und Volk.
- Pflegerl, Johannes (1996): Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern. Eine Pilotstudie über das Fortbestehen traditioneller Strukturen in Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF).
- Pöchlhacker, Franz (1997): Kommunikation mit Nichtdeutschsprachigen in Wiener Gesundheits- und Sozial-einrichtungen. In: MA15/Dezernat für Gesundheitsplanung (Hrsg.): Kommunikation mit Nichtdeutschsprachigen in Wiener Gesundheits- und Sozialeinrichtungen. Wien. S. 33-211.
- Prskawetz, Alexia (1996): Ökonomische Aspekte der Migration: Kapitaltransfer ausländischer Arbeitskräfte. In: Institut für Demographie (Hrsg.): Demographische Informationen 1995/96. Wien: Institut für Demographie, S. 54-59.
- Prskawetz, Alexia (1997): Wirtschaftliche Auswirkungen der Migration in Österreich (1961-1995). Wien: Institut für Demographie der ÖAW.
- Pumares, Pablo (1996): La integración de los inmigrantes marroquíes. Familias marroquíes en la comunidad de Madrid. Barcelona: Fundación „La Caixa“.
- Rosenbaum, Heidi (1998): Verwandtschaft in historischer Perspektive. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Sayad, Abdelmalek (1991): L'immigration ou les paradoxes de l'alterité. Paris & Brüssel: De Boeck & Larcier.
- Schiffauer, Werner (1983): Die Gewalt der Ehre. Erklärungen zu einem türkisch-deutschen Sexualkonflikt. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schiffauer, Werner (1987): Die Bauern von Subay. Das Leben in einem türkischen Dorf. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schiffauer, Werner (1991): Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland – eine Ethnographie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schiffauer, Werner (1993): Familie und Alltagskultur. Facetten urbanen Lebens in der Türkei. Frankfurt/Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main.
- Schiffauer, Werner (1996): Die Angst vor der Differenz. Zu neuen Strömungen in der Kulturanthropologie. In: Zeitschrift für Volkskunde, 92 (1). S. 20-31.
- Singer, Mona (1996): Fremde und Moderne. In: Relationen, (13).
- Solé, Carlota u. a. (1991): Trabajadores extranjeros en Cataluña : integración o racismo? Madrid: Centro de Investigaciones Sociológicas : Siglo Veintiuno de España Editores.
- Treibel, Anette (1990): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit. Weinheim & München: Juventa Verlag.
- Tribalat, Michèle u. a. (1996): De l'immigration à l'assimilation : enquête sur les populations d'origine étrangère en France. Paris: Editions La Découverte : INED.

- Troper, Reinhard (1994): Die Wohnversorgung von Gastarbeitern. In: SWS Rundschau, 34 (4). S. 415-436.
- Unesco (1983): *Vivre dans deux cultures : la condition socio-culturelle des travailleurs migrants et de leurs familles*. Paris: Unesco.
- Vester, Heinz-Günter (1996): *Kollektive Identitäten und Mentalitäten*. Frankfurt/Main: IKO Verlag.
- Viehböck, Eveline & Bratic, Ljubomir (1994): *Die Zweite Generation*. Innsbruck: Österreichischer Studienverlag.
- Wicker, Hans-Rudolf u. a. (1996): *Das Fremde in der Gesellschaft. Migration, Ethnizität und Staat*. Zürich: Seismo Verlag.
- Wiederschinger, Margit u. a. (1992): *Veränderung der Ökonomischen und familialen Situation von Arbeitslosen-Haushalten im Verlauf der Arbeitslosigkeit*. Endbericht. Wien: Mimeografierter Forschungsbericht.
- Wimmer, Andreas (1995): *Interethnische Konflikte. Ein Beitrag zur Integration aktueller Forschungsansätze*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 47/3. S. 464-493.
- Wimmer, Hannes (1986): *Immigrantenfamilien im Altbau*. In: Hannes Wimmer (Hrsg.): *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich*. Frankfurt/Main & New York: Campus. S. 281-306.
- Wölk, Suna (1999): *Luftwurzeln in der Heimat*. Frankfurt/Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Wroblewsky, Angela (1998): *Der Arbeitsmarkt für AusländerInnen*. In: Christoph Hofinger u.a. (Hrsg.): *Einwanderung und Niederlassung II Soziale Kontakte, Diskriminierungserfahrung, Sprachkenntnisse, Bleibeabsichten, Arbeitsmarktintegration und Armutsgefährdung der ausländischen Wohnbevölkerung in Wien*. Endbericht. Wien: IHS. S. 132-156.
- Zanfrini, Laura (1998): *Leggere le migrazioni. I risultati della ricerca empirica, le categorie interpretative, i problemi aperti*. Milano: Franco Angeli.



